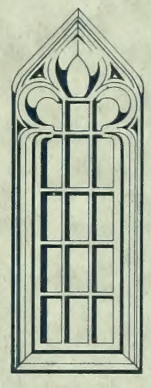
Kutter, Hermann, 1863-1931.
Wir Pfarrer

Div.Sch.
BV
4010
.K87
1907

Windlotter

von

Bernard Kutter



DUKE
UNIVERSITY
LIBRARIES

GIFT OF

Kristin Herzog

Wir Pfarrer

von

Hermann Kutter

Leipzig · H. Haessel Verlag · 1907

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.

Es geht ein mächtiges Sehnen durch unsere Zeit. Ein Suchen und Verlangen, ein schmerzliches Ringen und Schaffen. Niemand kann sich ihm entziehen. Hoch und niedrig ist von dem neuen Geist erfaßt. Unsere modernen Tage rufen alle Menschen in dasselbe Licht. Der einzelne wie ganze Völker erwachen, Sünder und Gerechte, alle, alle vernehmen den einen und selben Ruf: Es muß anders werden.

Es muß anders werden — so braust es auch durch die Räume der Kirche. Das Evangelium von Jesus Christus erwacht und zersprengt seine Fesseln. Es hört auf, ein bloßes Andachtswort zu sein, es strömt über in die Gefilde der Wirklichkeit. Seine Prediger bekommen einen neuen Geist. Es geht ein Frühlingswehen durch die Herzen vieler Pfarrer. Zaghaft noch und schüchtern bei den einen, erschütternd und lebenschaffend bei den andern. Was wird, wenn alle die bis dahin an Dogmen oder kirchliche Liebeswerke, an gutgemeinte Predigten und Katechisationen aufgewendete Überzeugungskraft ihre überlieferten Gefäße zersprengt und den Zeitgenossen unmittelbar aus dem Borne des Evangeliums zu trinken gibt; wenn der Glaube, der im Blick auf eine bessere Welt es vermocht, die Schrecken der gegenwärtigen abzuschütteln, sich anschickt, diese bessere Welt siegesfroh in den Lauf der gegenwärtigen einzuführen; wenn dieselbe Kraft, die dem Elend unserer Welt ein unsichtbares Jenseits gegenübergestellt, eben dieses Jenseits zur Offenbarung im Diesseits bringt? Was muß geschehen, wenn die Pfarrer den Mut und die Freudigkeit gewinnen, das Christentum, womit sie der Verzweiflung der Welt standgehalten, dieser Verzweiflung dienstbar zu machen? Was für ein Schauspiel wird es sein, wenn nicht nur Sozialisten aller Schat-

tierungen, nein, wenn die Pfarrer für Recht und Gerechtigkeit gegen Mammon und Schandtat im Namen eines Evangeliums auftreten, dessen mächtige Töne den Entscheidungskampf zwischen Wahrheit und Lüge erst wachgerufen haben; wenn sich die ihrer hehren Aufgabe wieder erinnern, in deren Händen vornehmlich die Lösung der schmerzlichen Fragen, von denen die Welt bewegt wird, liegt? Was haben wir zu erwarten, wenn das langvergessene, unter Kirchen und Kapellen begrabene Evangelium wieder spürbar wird, das Evangelium, das allein und zum ersten Male Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe als ewige Mächte, nicht nur als schöne Betrachtungen, in unser Leben eingeführt hat?

Muß da nicht alles neu werden? Muß da die vom Sozialismus so energisch postulierte allgemeine Menschenverbrüderung nicht ins Dasein treten, wenn Ernst mit dem Evangelium gemacht wird? Groß und erhaben, hinreißend, bis in die Tiefen der Seele erschütternd ist diese Aussicht. Viele, viele Pfarrer werden sie nicht mehr los. Sie sind umgetrieben Tag und Nacht. Jetzt wollen sie sich dem neuen Drange entziehen, zurückfliehen in die lieben, trauten Obliegenheiten ihres Amtes, gewaltsam sich die Ohren verschließend vor dem Sturm, der um sie braust, und jetzt wieder geben sie sich, sprossender Gedanken voll, ohne Wehr, dahingenommen von der Wahrheit des eben erst Gemiedenen, dem neuen Geiste anheim, der zu ihnen spricht, im Innersten erbebend, aber willig und froh.

Es muß anders werden. Empörte und verwirrte sie dieser Ruf vorher, jetzt halten sie ihm stand. Gewiß, er birgt noch ein Meer von ungelösten Schwierigkeiten in sich, er bietet noch keine Aussicht, keine Stützen, keinen Verlaß; er ist in seiner allgemeinen Fassung sogar der entgegengesetztesten Deutungen fähig; er befriedigt nicht. Aber er ist wahr. Und die Wahrheit braucht nicht, wenigstens in erster Linie nicht, zu befriedigen. Jede Wahrheit wirkt in ihrem Anprall auf alte, liebe Gewohnheiten wie zerstörend. Sie nimmt zunächst alles fort, ohne etwas anderes an die Stelle zu setzen. Sie

reißt nieder, sie baut nicht. Wer die Wahrheit hören will, der muß zum Sterben gerüstet sein. Darum wird sie auch nie von denen verstanden, die nichts zu opfern gewillt sind. Ist nicht eben das der ungeheuere Trug des gegenwärtigen Christentums, daß Jesus Christus, der sein Leben dahingegeben, in der Absicht verehrt wird, mit ihm zu möglichst großem Genusse — nicht Verzichte — zu gelangen; daß eben die Welt christlich sein will, deren Überwindung und Preisgabe Christus selbst als das einzige Merkmal seiner Nachfolge bezeichnet hat?

Es ist ein Sterben, ein tief in der Seele verwundender Verzicht, der namentlich für die Pfarrer — die Führer des Christentums — in dem Rufe liegt: Es muß alles anders werden, kehret um! Und wer von ihnen nur oberflächliche Blicke in das Verderben der Kirche geworfen, dem ist er gerade so ein Ärgernis wie sich die Pharisäer am Rufe Johannis des Täufers ärgerten: Tut Buße und bekehret euch! Das ist gar nicht anders möglich. Aber andere sind da, die dem Rufe stand halten wollen. Sie sind, wie gesagt, von tausend Fragen gequält, aber sie wollen ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen. Ihnen allen und der Not ihrer Seele soll die vorliegende Schrift, so gut sie es vermag, entgegenkommen.

Es ist furchtbar, sagen wir, was auf dem Spiele steht. Furchtbar, sich gestehen zu müssen, auf falschem Wege sich zu befinden. Es ist ein tiefer Schmerz, sein ganzes aufrichtiges Streben, seine vielen ernsten Stunden, sein inneres Ringen und Schaffen im stillen Kämmerlein und auf der Kanzel als nutzlos und verfehlt ansehen zu müssen. Ist es doch gerade das geistliche Amt, wie kein anderes, das uns vermöge seiner heiligen Pflichten in eine stille Beschaulichkeit einwiegt, von der die harten Töne des Alltags wie unwahre Profanationen von vornherein abgehalten werden müssen — so glauben wir. War nicht eben dies das Auszeichnende an unserer Aufgabe, daß wir der lärmenden Außenwelt die sanfte Innenwelt des Geistes entgegenzustellen aufgefordert wurden, war

es nicht unsere Pflicht, uns nicht um das Äußere zu kümmern, um desto mehr Kraft und Salbung für die wichtigste aller Fragen: die nach der Seele Seligkeit, zu gewinnen? Waren nicht eben jene die besten Führer ihres Amtes, die sich am wenigsten um die äußeren Fragen bemühten, dafür aber den Menschen den Glauben einzuhauchen verstanden, der über alles Begreifen geht, und dessen Quellen in der Ewigkeit rauschen?

Und das alles soll nun anders werden? Denn das ist doch mit dem Anderswerden gemeint, daß wir aus dem Innern ins Äußere hinaustreten und uns mehr als bisher kümmern um der Menschen Not und Ergehen.

„Wir haben uns lange gesträubt," — so hört man aus der Mitte der Pfarrer schallen — „diese Notwendigkeit in ihrer ganzen Dringlichkeit anzuerkennen. Schließlich hat uns die soziale Frage, das Ungestüm und der Erfolg der Sozialdemokratie die Augen aufgetan. So unsicher uns noch die Grenzen zwischen dem „Innern" und dem „Äußern" erscheinen, so unklar auch die Lösung dieser brennenden Frage ist, gewiß ist, daß in der Mißachtung des äußeren Lebens von seiten der Pfarrer der Hauptgrund ihres steigenden Mißerfolges zu suchen ist. Es ist unendlich viel vernachlässigt worden. Der Wahrheit ist nicht mehr auszuweichen, daß die leiblichen Verhältnisse der Menschen in die Verkündigung des Evangeliums einbezogen werden müssen, wollen wir nicht, daß diese ganz und gar unwirksam wird. Die Geringschätzung der materiellen Fragen hat sich furchtbar gerächt. Gerächt einmal durch das Erscheinen eines Massenelendes, das wie eine brutale Hochflut sich um die Mauern unserer Kirche wälzt, dann durch die zunehmende Eindrucksloſigkeit der Predigt und des religiösen Unterrichtes, gerächt überhaupt durch die wachsende Verwilderung der Massen. Die Arbeiterschaft, von deren Ringen und Kämpfen die wenigsten Pfarrer etwas wußten — auch dann nicht, als die gewaltige Kulturbedeutung, die in der modernen Arbeiterfrage liegt, keinem Einsichtigen mehr verborgen war —, sie ist durchweg, mehr in der Stadt, weniger auf dem Lande — aber wie lange noch? — für die Ver-

kündigung des Evangeliums verloren. Eine Tatsache von ungeheuerer, einschneidendster Bedeutung, umso mehr, als unsere modernen Staaten — die Schweiz neben Deutschland in erster Linie — sich rasch aus Bauernstaaten zu Industriestaaten entwickeln. Es ist klar: Die protestantische Kirche ist von der Bewegung der letzten Jahrzehnte überholt und ins Schlepptau genommen worden. Sie ist immer weniger eine öffentliche Macht. Sie hat nichts zu bedeuten. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen unserer eingefleischten Kirchenpolitiker bleibt es eine furchtbar ernste Wahrheit, was man so oft hört: Nehmet die Kirchen fort — die meisten werden es nicht einmal merken. Wo Kirchen gestanden, da wächst nun Gras oder erheben sich Mietshäuser und Wirtschaften. das ist alles."

„Wir können" — so tönt diese leidenschaftliche Selbstanklage weiter — „dazu nicht mehr gleichgültig sehen. Nicht mehr zusehen, wie Not und Elend Hand in Hand mit Schwelgerei und Laster sich erheben. Wir wollen uns der Tatsache nicht länger verschließen — und koste es auch die Behaglichkeit eines ganzen Lebens —, daß das Evangelium, das wir predigen, bis auf wenige Ausnahmen ungehört verhallt im Lärme der ganz anders gearteten Interessen unserer Zeit. Die bequeme Ausrede, womit wir jahrelang unser Gewissen eingelullt, als müsse man eben im Kleinen treu sein und „stille" Arbeit verrichten — der Vorwand unseres Unvermögens — wir schleudern ihn mit schmerzlichem Zorne von uns, nachdem er uns so viele unersetzliche Jahre der Selbstbesinnung geraubt. Alles, was wir von dieser „Treue im Kleinen und Stillen" geredet, war Heuchelei und Selbstbetrug. Wir sprachen von Treue und meinten unsere Feigheit, unser ungläubiges, gottentfremdetes Weltwesen, womit wir unser geistliches Amt ausfüllten. Weg mit diesem Mißbrauche evangelischer und apostolischer Worte! Jesus und seine Jünger durften von der Treue im Kleinen reden, weil sie die Treue im Großen, die Preisgabe ihres eigenen Lebens, übten — uns war sie bis dahin nur der Deckmantel von Motiven und Gesichtspunkten, die mit Jesus und seinem Kreuze nichts zu tun haben. Wie

schrecklich, unser eigenes bequemes Leben eben damit erhalten zu müssen, daß Jesus das seine dahingegeben; mit den todesmutigen Worten seiner ersten Bekenner unsere eigene Behäbigkeit auszustaffieren!

„Nein, es muß anders werden. Wir nehmen den Ruf mit Freuden auf. Unsere eigene Seele darbt und lechzt nach neuem Leben.

„Wir wollen der Einsicht standhalten, daß irgendwie Harmonie zwischen dem Innern und Äußern hergestellt werden muß, daß es eine, ja die Lebensfrage unseres Predigtamtes bedeutet, diese Harmonie möglich zu machen und ins Werk zu setzen. Das Evangelium — wir erkennen es, spät genug, doch gebe Gott, nicht zu spät — ist nicht nur eine Herzensangelegenheit, sondern auch eine weltüberwindende Macht. Es hat ein Wort nicht nur für die inneren Fragen, nein, auch für die äußeren. Staat, Gesellschaft, Wirtschaftsleben, Erwerb, die verschiedenen Klassen, Gemeinwesen, Völker sollen gerade so gut von seinem Strahl erleuchtet werden, wie die psychologischen Rätsel im Innern des einzelnen. Wir müssen eine Predigt bekommen, die nicht nur den ‚Seelen' Nahrung bietet, sondern die auch das ganze Geschehen, das Tun und Lassen der großen Welt vor den Richterstuhl ihrer ewigen Wahrheit zieht. Wir wollen uns mit aller Kraft gegen die ‚Trennung von Kirche und Staat' wehren, nicht weil wir die jetzige Beschaffenheit der Kirche nicht für würdig dieses demütigenden Schicksales hielten, sondern weil uns der Drang beseelt, der Kirche wieder jenes tatkräftige Leben einzuhauchen, dessen innere Wahrheit von selbst jeder Trennung vom Gemeinwesen der Menschen entgegensteht."

So reden gerade die tüchtigsten und hingebendsten Pfarrer. Es gärt und schäumt und ringt gewaltig in der Brust manches treuen Seelsorgers; und es ist nicht wahr, was man so oft sagen hört, daß es die Pfarrer doch schön hätten, nein, viele unter ihnen — von den anderen reden wir nicht — lassen es sich bitter schwer werden mit diesen Fragen, die ihre Herzen zerreißen, mögen sie auf dem Pflaster der Stadt oder

unter den Bäumen rauschender Wälder ihren Pflichten nachgehen. Es gibt Aufgaben ganz anders schwer als die vorgeschriebenen Pensen der täglichen nach außen gewendeten Routine — Aufgaben, die nur in stiller, heißer Mühsal gelöst werden können von Männern, die der Wahrheit mit ihren grundstürzenden Angriffen, ihren friedenraubenden Zumutungen nicht aus dem Wege gehen wollen und die sich für den Todesgang der Selbstverleugnung, der Verleugnung einer lieben alten Welt — mit Tabaksqualm und Schwarzkaffeegemütlichkeit, mit Freundesgesichtern und Familiengewohnheiten, mit Stellungen und Ämtern aller Art — entschlossen haben. Aufgaben, bei denen das Liebste, was man hat, in die Brüche gehen kann, bei denen Bande zerreißen, die man fürs Leben geschlossen, und die denjenigen einsam, ganz einsam machen, der sie bei sich bewegt, während Hohngelächter und Spott um seine Fenster toben. Aufgaben, die man nur mit seinem Gott besprechen kann.

Das sind die Aufgaben, die das Evangelium stellt — auch heute wieder. Und viele sind gewillt, sie aufzunehmen; sie wollen brechen mit allem und Ernst machen, wirklich Ernst machen mit dem Evangelium und seinem Kreuze.

Und dieser Ernst, sie wissen es, besteht darin, daß heute das ganze bis in den Grund verdorbene Heuchel- und Mammonswesen der christlichen Gesellschaft furchtlos ausgesprochen und verurteilt wird. Das bedeutet heute das Kreuz so gut wie damals, als Jesus verblutete.

Aber da erhebt sich nun die Schwierigkeit, die uns die Feder in die Hand drückt, und die in nichts anderem besteht, als in der bekannten Frage: „Was sollen wir heute tun?“ Wir spüren, daß etwas getan werden muß, aber wir wissen nicht, was. In großen Zügen steht das Bild der neuen Welt etwa wie ein weites unbebautes Feld vor unseren Augen, aber uns fehlt das Vermögen zur Errichtung der geplanten Bauten. Wir sind keine geschulten Fachmänner. Die ökonomischen Fragen, die hier doch in erster Linie in Betracht

kommen, sind uns nicht geläufig, wir verstehen so wenig von den verwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen, aus denen heraus die soziale Frage erwachsen ist. Es fehlt uns am Nötigsten. Wie ein unentwirrter Urwald voll Schlingpflanzen und Gestrüpp stehen die tausend Einzelfragen, aus denen sich das soziale Problem zusammensetzt, vor unseren Augen, und uns will der Mut entsinken, hier jemals Licht und Klarheit schauen zu sollen. Was müssen wir tun? Alle die Legionen von Büchern lesen, die über die soziale Frage reden, die hunderttausend Detailuntersuchungen, die gerade auf diesem Gebiete nötig sind, weil hier wie nirgendswo sonst eins in das andere greift, durchstudieren; oder auf einem Spezialgebiete uns vorerst heimisch machen, um dann von hier aus langsam und allmählich in das Ganze durchzudringen? Müssen wir über soziale Dinge Vorträge anhören und nach und nach auch selber halten; sollen wir darüber predigen, sollen wir im Konfirmandenunterricht das bisherige religiöse Material durch soziales ersetzen? Was sollen wir tun?

Eine schwere, eine brennende Frage. Eine Frage, die uns den ganzen Widersinn unseres einseitigen Studienganges, unserer Gymnasial- und Studentenbildung, ach, unserer Theologie vor allem, in schmerzlichster Weise zu kosten gibt. Wir spüren, daß es uns nicht mehr möglich ist, mitten in den Pflichten eines ganz anders orientierten Berufes nachzuholen, was wir versäumt. Bitter rächt sich an uns die verlorene Zeit, die wir an Formalitätenkram, Schemata und Abstraktionen verschwendet, während wir das reale Leben mit gebundenen Augen anzusehen von der Schul- und Universitätenweisheit gezwungen wurden. Wie viel frischer, lebendiger, unmittelbarer würde sich unsere Predigt an die Menschen gestalten, wenn wir diese Menschen wirklich kennen würden, wenn Menschenkenntnis und Verständnis ihres realen Lebens, nicht abstrakte Theologie, die in den Wolken thront, den Hintergrund unseres Zeugnisses bildeten! Die meisten von uns kommen fürs Leben unheilbar verdorben von der Universität, wo sie ihre Arbeit auf Lehrbuch und Bierkrug verteilt, ins Amt,

und die wenigen, denen es gelingt, trotzdem einige köstliche Früchte von des Lebens goldenem Baume zu pflücken, haben sich nur unter den größten Schmerzen zu seinem Standorte emporgearbeitet. Die anderen erstarren und versteinern noch vor dem knöchernen Alter. O, wer hinein schauen könnte in die Seele so manches Pfarrers, wer alle die bitteren Augenblicke zählte, die ihm seine Untauglichkeit an tausend unwiderleglichen Punkten in grausamer Offenheit nachrechnen, wer alle die Schmerzen noch einmal durchzukosten bekäme, die es gekostet hat, bis es zur Verrohung, zur „Versimpelung" kam, bis die immer und immer wieder versuchten Flüge ins Reich des Idealen an der harten Wirklichkeit einer verständnislosen Umgebung, an der härteren eines unbrauchbaren Bildungsmaterials, das man ins Amt gebracht, zuschanden wurden — wer das alles bei sich bewegte, der würde sein Urteil über die „Pfaffen" in vielen Punkten revidieren und auch hier milde und teilnahmsvoll werden.

Und doch haben wir mit dem Gesagten den eigentlichen Schaden noch gar nicht ausgesprochen. Schwerer als unsere verfehlte Bildung, drückender als unser Unverständnis für die vielgestaltige Wirklichkeit des Lebens lastet auf unserm Herzen der Mangel an wirklichem Gottesglauben. Die Frage: Was sollen wir tun? würde nicht so beängstigend im Gewissen der Pfarrer ertönen, wenn dieselben das Eine was not tut, wie Jesus sagt, besitzen würden. In der Tat: Daß wir von der sozialen Frage nicht nur überrascht, sondern geradezu in die Enge getrieben werden, daß wir keinen anderen Ausweg mehr wissen, als uns bei den Sozialisten über unsere künftige Aufgabe Rats zu erholen, daß wir nur in der mühsamen Durcharbeitung eines unübersehbaren Materials Heil und Rettung aus unfruchtbarer Stellung erkennen und den Mut sinken lassen, weil uns Nationalökonomie und Statistik nicht ihre soliden Stützen gewähren; daß wir uns anstrengen, neben unserer sogenannten religiösen Tätigkeit die „soziale Frage" zu studieren und, redlichen aber auch verzweifelnden Eifers voll, den bisherigen schönen und harmonischen Kreis unseres

Daseins mit einem Zentrum in die Ellipse eines unruhigen Getriebes mit zwei Brennpunkten: Religion und Sozialismus, auseinander zu ziehen; daß wir in der Tatsache der sozialen Frage nur eine bittere Notwendigkeit sehen, der man nicht länger ausweichen dürfe, und so gar keine Ahnung davon haben, daß die soziale Frage nicht äußerlich an die religiöse herangebracht werden kann, sondern ein und dasselbe mit ihr ist, — diese Gespaltenheit unserer Orientierung, die sich an tausend Einzelheiten verliert, statt sie alle aus einem großen, gemeinschaftlichen Prinzip abzuleiten, sie ist, sage ich, ein viel größerer Schaden als alles andere, von dem wir geredet. Jenes sitzt an der Oberfläche, dieser im Mark unserer Seele selbst.

Setze den Fall, du habest die soziale Frage bis in ihre kleinsten Verästelungen studiert, du wissest auf alles Bescheid was Nationalökonomie fordert, die verwickeltsten Verhältnisse der verschiedenen Berufe, Klassen und Stände in jedem Volk und Land lägen klar vor deinem geübten Auge da, du vermöchtest es, den Kapitalismus, dieses vieldeutige und komplizierte Wesen, unmißverständlich aus seinen Ursprüngen abzuleiten — etwa wie es der von dir angestaunte W. Sombart in seinem „Kapitalismus" getan — „du wärest imstande, jedem Red' und Antwort zu stehen, und brauchtest dich deines Pfarrertums vor niemand mehr zu schämen, — was dann? — Gesetzt auch, es sei deinem Scharfsinn gelungen, das Verhältnis zwischen Innerem und Äußerem auf eine reine Formel zu bringen, du wüßtest ganz genau, wie weit ein Christ Gewalt anwenden darf, ob das Streiken christlich sei oder nicht, und was dergleichen heikle Fragen mehr sind; gesetzt, du habest das lösende Wort für diese und ähnliche Schwierigkeiten gefunden, deine Kollegen, sowie ein großes übriges Publikum jubelten dir zu, ja, du hättest sogar den Sozialdemokraten gewaltig imponiert, trotz deines Pfarrockes — ich wiederhole es: was dann?

Ja was dann, meine lieben unschlüssigen und von tausend Fragen umgetriebenen Amtsbrüder? Wäre es uns dann möglich, mit diesem Wissen die soziale Frage zu lösen? Hängt sie bloß vom besseren Wissen ab, ist sie überhaupt eine Sache

des Wissens oder hat sie nicht vielmehr mit der Gelehrsamkeit zunächst gar nichts zu tun? Haben wir nicht alle das Gefühl, daß hier, wenn irgendwo, neue wiedergebärende Kräfte nötig sind, daß hinter all den vielen technischen und wirtschaftlichen Fragen etwas ungeheuer Einfaches und Zentrales zum Vorschein drängt? Was war die Frage, als Jesus das Evangelium verkündigte mitten in grauenvollen Zuständen, als Paulus seine Predigt einer verfaulten Gesellschaft entgegenwarf? Was war die Frage, als die mittelalterlichen Glaubenshelden dem äußeren und inneren Verderben ihrer Zeit den Krieg ankündigten; was war die Frage, als die Reformatoren die revolutionären Triebe der damaligen Gesellschaft in ein zündendes und entscheidendes Wort faßten? Und was ist heute die Frage, da sich ein gequältes, vom Mammon zerstampftes Proletariat anschickt, sein Elend abzuschütteln? Worum handelt es sich dabei? Um Mehrwert, Lohnaufbesserung, Achtstundentag, gemeinsame Produktion, Abschaffung des Privateigentums, Revolution und Umsturz? Nein. Sondern um Gott, um Gott allein. Hinter den tausend verworrenen Einzelfragen — die wir in ihrer Bedeutung gar nicht herabmindern wollen — steht die ungeheuer einfache Kinderfrage: Was dünket dich um Gott? Wer ein wenig in die Tiefe unserer gärenden Zeit hinabzublicken versteht, weiß, daß das nicht eine theologische Behauptung, sondern bitter ernste Wahrheit ist.

Ganz wenige, große, entscheidende Gedanken sind es, die heute wieder, wie in allen schöpferischen Zeiten, den Ausschlag geben. Recht gegen Unrecht, Liebe gegen Unterdrückung, das Reich der Wahrheit gegen alle Lüge. Eine Menge Fragen wirbeln wie Staubatome durch die Luft, aufgeschreckt durch die Tritte jener gewaltigen Postulate, — aber es kommt nicht auf sie an. Sie werden gelöst mit dem Siege des aufbrechenden Guten, von selbst und ohne besonderes Kopfzerbrechen. Und umgekehrt: Solange wir noch unserem räsonierenden Verstande vertrauen und uns keine neuen, für die Wahrheit begeisterten Herzen schenken lassen, solange wir des Glaubens leben, mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit Menschheitsfragen

lösen zu können, sind wir auch nicht imstande, irgend ein Problem abzuschließen. Denn sie alle hangen aneinander, die religiösen, die ethischen, die wirtschaftlichen und technischen Probleme, eines ruft dem andern; je tiefer du hinabzündest in diese bodenlose Höhle, desto mehr Abgründe tun sich deinem Blicke auf; eines kann nicht ohne das andere gelöst werden, und alle nur durch das glaubensmächtige Erfassen dessen, was sie hält und verbindet: des lebendigen Gottes, der sich heute wieder anschickt, alles Einzelne, Zersprengte und dadurch zum Rätsel Erstarrte in den Fluß der ursprünglichen Einheit zurückzuführen. Ihn allein haben wir nötig. Ohne ihn werden die Fragen bis ins Unübersehbare zersplittert, um sich schließlich in Atome aufzulösen, wie alles, was die Wissenschaft angreift, mit ihm werden uns jene zentralen Kräfte wieder geschenkt, die uns gemeinschaftliche, große, letzte Orientierungen ins Herz schreiben.

Die soziale Frage, unter deren Zeichen unsere Zeit steht, ist so wenig eine Frage für sich, wie es in früheren Zeiten die „christliche" oder die „protestantische" war. Sie kann nicht neben den christlichen Glauben gestellt werden. Wir sagen es mit allem Nachdruck: Es gibt gar keine soziale Frage für sich. Das ist ja gerade die große und niederdrückende Verlegenheit aller derer, die an der Lösung dieses gewaltigen Zeitproblems arbeiten, der Sozialdemokraten so gut wie der übrigen — wie zuversichtlich und ausschließlich sich auch ihre Presse gebärden mag —, daß über die vielen kleinen Aufgaben und Schwierigkeiten empor eine einzige mächtige und entscheidende Aufgabe sich in die Höhe reckt, die gebieterisch Lösung verlangt. Je widerstandskräftiger das Proletariat sich organisiert, je bewußter der Klassenkampf wird, je mehr in die gewaltige Masse Leben und Bewegung kommt, desto klarer wird es, daß hier mit nationalökonomischen Kategorien nicht auszukommen ist. Vielmehr wird es immer unabweisbarer, sich mit der Erkenntnis abzufinden, daß das gemeinsame Band, das die zum Leben erwachten Arbeitermassen dauernd vereinigt halten soll, nur eine geistige Potenz allerersten

Ranges sein kann, und daß, wenn diese Potenz nicht sich des Geisteslebens der Menschen bemächtigt, die eben erst gesammelten Scharen so sicher auseinanderfallen werden, wie der seiner Seele beraubte Körper. Immer klarer wird es, daß hinter der gegenwärtigen Negation eine ungeheuere Positivität zum Vorschein drängt, die noch nie in dieser umfassenden Weise vorhanden war. *Für uns ist es klar, daß diese sich ankündigende Macht der Geist des lebendigen Gottes selbst ist.*

Daß Gott wieder unsere Gesellschaft mit seinem reinigenden Geist durchdringe, — das ist auch heute wieder das Grundpostulat, die Frage aller Fragen.

Und sie muß vor allem von den Pfarrern, den berufenen Verkündigern des Evangeliums, aufgenommen werden.

Mögen andere sich in das Detail der sozialen Frage vertiefen — wir dürfen es nicht, wenn wir nicht unserer Aufgabe, Prediger des Gottesreiches zu sein, untreu werden wollen. Mögen die verwickelten Verhältnisse alle, unter denen wir leiden, von anderen zum Gegenstande eindringlicher und verdienstlicher Studien gemacht werden — wir haben einen ganz anderen Beruf. Gerade wir müssen das Eine, was not tut, mit gewollter und eindrucksvoller Einseitigkeit geltend machen. Gerade wir müssen dem Glauben Ausdruck verschaffen, daß die Nöte unserer Zeit nur von *innen* heraus gehoben werden können. Gerade wir müssen die soziale Frage aus einem einzigen lebendigen Quellpunkte ableiten: aus Gott.

„Also keine besonderen sozialen Studien, keine nationalökonomischen Grundlagen und Gesichtspunkte für unser neues Wirken?" — Nein. Wenigstens nicht in erster Linie.

„Und die Frage über ‚Inneres' und ‚Äußeres', die uns so zu schaffen gibt, uns umtreibt und quält," — auch sie ist nicht vor allem wichtig. Schon aus dem Grunde nicht, weil wir noch gar keine wahre Innerlichkeit haben, die wir von der Äußerlichkeit der Dinge scharf abzugrenzen vermöchten. Sorgen wir erst dafür, daß unser Herz vom Geiste der Wahrheit durchglüht wird, daß große und reine Begeisterungen wieder

in den Tiefen unſeres Weſens entfacht werden, dann wird ſich die Frage nach den Grenzen des inneren und äußeren Lebens ganz von ſelbſt ergeben.

Auf die Frage: Was ſollen wir tun? gibt es demnach nur eine Antwort: Den lebendigen Gott, wie er ſich im Evangelium Jeſu Chriſti geoffenbart hat, predigen.

„Aber haben wir das nicht getan bis zum heutigen Augenblick?“ Nein. Wir haben es nicht getan. Aber wir werden es — Gott gebe es — tun. In dieſer Sehnſucht iſt das Folgende geſchrieben worden. Verzeihet mir, wenn ich nicht beſſer zu reden verſtand.

Evangelium.

I.

Jesus Christus ist die Offenbarung des lebendigen Gottes. Sein Evangelium will nichts anderes besagen, als daß Gott lebt mitten unter den Menschen. Aller Gottesdienst, der sich zwischen Gott und Mensch vermittelnd und versöhnend eingeschoben, fällt dahin. „Denn der Gott, welcher aus der Finsternis Licht hervorleuchten hieß, der hat es auch in unseren Herzen licht werden lassen zur Erleuchtung mit der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi" (II. Kor. 4, 6). Gott und Mensch sind wieder eins. Gott ist das Element des menschlichen Geistes, in dem wir wieder leben, weben und sind. Mit der Predigt des Evangeliums hat die Realität Gottes auf Erden zu gelten angefangen: „Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel," diese Bitten werden nun die dringlichsten Anliegen der neuen Gemeinde, die sich um den Namen des lebendigen Gottes in Jesus Christus versammelt. Ihr ist Gott nicht nur eine fromme Formel, ein irgendwie formuliertes Bekenntnis, sondern die einzige Realität, die in Betracht kommt. Ein Christ sein, heißt in der Wirklichkeit Gottes sich bewegen, von seinem Geiste durchdrungen und geleitet werden. Ein Christ sein, heißt die lebendigen Mächte Gottes spüren und ausschaffen. „Wer an mich glaubt", sagt Jesus, „von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." An Gott glauben, heißt hier nicht mehr, zu ihm beten und ihn verehren durch Wort und frommes Werk, sondern für ihn, mit ihm arbeiten. Gott angehören und nichts anderes wissen als ihn. Eins mit ihm sein; vertraut wie das Kind

mit dem Vater. „Auf daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir; auf daß auch sie in uns eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast." (Joh. 17, 21.)

Eine ungeheuere Tatsache.

Eine Tatsache, die unsere bisherige Welt in Stücke zerschlägt und uns zu ganz neuen Menschen umgestaltet. Lassen wir uns nicht durch den überlieferten frommen Jargon, der diese grundlegende Erkenntnis des Evangeliums mit Phrasen überwuchert hat, so daß es den Christen fast unmöglich gemacht ist, die umgestaltende Realität, die dahinter verborgen ruht, zu erfassen vor lauter Worten und frommen Betrachtungen, — lassen wir uns von ihm nicht betören. Vergessen wir einmal, daß wir schon oft — ach, viel zu oft! — von dieser Erkenntnis Gottes gehört, daß sie uns nichts Neues und Ungewohntes bringt — wie entsetzlich! — ja, daß es unser Beruf ist — wie furchtbar! — über die Suffizienz und Omnipotenz Gottes ein liebes Leben lang zu predigen. Vergessen wir, geliebte Amtsbrüder, diesen schrecklichen Jammer, in dem wir stecken, daß wir gezwungen sind, das, was nur im Leben erfaßt und verstanden werden kann, zum Gegenstand, ja zum Gegenstand, zum toten Objekt unserer frommen Betrachtungen zu machen, und versetzen wir uns einmal, gleichsam von vorne wieder anfangend, in das ungeheuere Ereignis, das im Evangelium vom lebendigen Gott gegeben ist. Ich frage euch: was heißt das, daß Gott unser Gott sein, unter uns, durch uns zur Offenbarung kommen will, daß Gott und Mensch zusammengehören sollen; was bedeutet, ich bitte euch, die althergebrachte Phrase, daß wir alle „Kinder Gottes heißen sollen?" Kann man das in fromme Worte fassen, kann man angesichts dieses Evangeliums noch irgend etwas tun, — weggehen vielleicht und davon zu predigen anfangen?

Zu predigen? Ist es möglich, zunächst wieder eine tiefsinnige Predigt zu halten da, wo uns selbst in einer Weise gepredigt wird, daß wir zu völlig neuen Menschen umgeboren

werden? Entweder wir werden ganz hingenommen oder wir haben das Evangelium nicht verstanden. Ein Drittes gibt es nicht.

II.

Und doch ereignet sich diese Lüge des Dritten, dieses Zwischenspiel zwischen Evangelium und Eigensinn, zwischen Gott und Mensch, dieser phantastische Selbstbetrug, der halbieren will, was nur ganz verstanden oder rettungslos mißverstanden werden muß, recht oft unter den Menschen — unter den Pfarrern. Gerade wir Pfarrer — ach mehr noch als die anderen Menschen, weil es unser Beruf so mit sich bringt, Gott zu verhandeln, — sind diejenigen, die zu früh weggehen und von dem reden, was sie noch gar nicht verstanden haben. Kein Wunder, daß es ihnen und später ihren Zuhörern so ergeht, wie der Apostel Jakobus es beschrieben hat: „Wer ein Hörer des Wortes ist und kein Täter, der gleicht einem Mann, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschaut; er betrachtet sich und läuft davon, und hat bald vergessen, wie er gestaltet war. Wer aber hineinschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit und dabei bleibt . . . . der wird selig sein in seinem Tun." (Jak. 1, 23—25.) Wer hineinschaut! Hieran liegt's, hineinschauen in das vollkommene Gesetz der Freiheit, das im Evangelium vom lebendigen Gott enthalten ist, — aber wie viele tun es? Wer es getan, dem ist sein ganzes Leben der Name Gottes wunderbar, lebendig, frisch, begeisternd, eine ununterbrochen fließende Quelle der Kraft und der Freude; dessen Seele jauchzt und jubelt, dem ist immerdar zumute wie an strahlendem Sommermorgen; seine Kräfte erlahmen nicht, er „läuft und wird nicht müde, er wandelt und wird nicht matt." (Jes. 40, 31.) Immer neue Tiefen des Lebens und der Wahrheit tun sich ihm auf. Warum? Weil er nicht nur an Gott „glaubt", nein, weil er ihn hat, in ihm lebt und webt, wie der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, weil ihm Gott nicht nur offizieller Predigtgegenstand ist — o Qual über Qual! — sondern Liebe, Kraft, Wonne, unausrottbarer, seliger Be-

sitz. Es ist ihm, wie Jesu, „Speise, den Willen des Vaters zu tun."

O wie viele, viele Verkündiger des Evangeliums gibt es doch, die keine Ahnung von dieser alles umfassenden und durchdringenden Realität Gottes haben! Sie sehen in ihrem Amte eben nur einen Beruf, wie es jeder andere auch ist. Sie treiben mechanisch und geschäftsmäßig, ohne nachhaltige Begeisterung die Obliegenheiten ihres Amtes. Sie sind nun einmal dafür da, zu predigen und Unterricht zu erteilen, und sind froh, wenn es getan ist. Sie gehen mit geteiltem Herzen umher und sind voll trauriger Gedanken. Sie beschäftigen sich mit allen möglichen Dingen, sie sind in Stellungen und Würden, — ach, vielleicht um die innere Leere ihres Daseins zu verdecken. Alles andere ist ihnen wichtiger als Gott, über den sie doch nach kurzen, erschreckend schnell verfließenden Zeiträumen regelmäßig zu predigen haben. Sie haben ein lebhaftes Interesse an tausend Dingen, sie lesen gerne wissenschaftliche und andere Bücher, — nur wenn die Bibel aufgeschlagen auf ihrem Schreibtisch liegt, so wissen sie nicht, was anfangen. Traurig, mürrisch suchen sie sich ihren Text aus, mißmutig beginnen sie eine Predigt auszuarbeiten, allmählich kommt auch eine schüchterne und gedämpfte Begeisterung über sie, sie freuen sich, daß es ihnen gelingt, sie freuen sich — aber tief im Herzen sitzt die Trauer, wenn sie es nicht fertig gebracht haben, sie gleich anfangs durch gewollte Brutalitäten in Denken und Empfinden zu betäuben.

Sie glauben ja, was man so sagt, an einen Gott. Sie rechnen es sich sogar oft zum besonderen Verdienst an, daß es den „ungläubigen und nihilistischen Professoren" nicht gelungen ist, ihren Glauben zu erschüttern, sie schelten auf den „Schwindel, genannt Theologiestudium" — aber sie wissen mit ihrem „Glauben" so herzwenig anzufangen. Sie können freundlich, warm und gewinnend sein im Kreise ihrer Freunde, voll Leben und Geist unter den Menschen; nur wenn sie ihren Beruf ausüben, sind sie kalt, unnatürlich, gespreizt und ungenießbar. Und im Herzen — den Augen der Gattin allein

offenbar — nagende Unruhe, Unfriede, Lüge, Erstarrung, Tod.

Ja, es ist furchtbar, predigen zu müssen über den lebendigen Gott, ohne ihn selbst zu besitzen. Über etwas zu reden, das ganz ins Herz eingehen will, ohne es selbst aufgenommen zu haben. Sagen zu müssen, Gott sei alles, und doch nichts an ihm zu finden, das die eigene Seele erfüllte. So zu tun, als wäre Gott das einzig Wichtige — und eben diese Pflicht bringt ja die Verkündigung des Evangeliums mit sich — und doch selbst alles andere wichtiger zu nehmen als Gott! Immer im Superlativ sich zu ergehen, wo einem der Positiv selbst noch fehlt — und desto mehr, je weniger Positives vorhanden ist: Das „Höchste", „Innerste", „Heiligste", wo nichts hoch, innerlich und heilig ist!

Das ist der große, schmerzliche Betrug des berufsmäßigen Pfarramtes. Sind wir frei von ihm?

Der Betrug, als könnte man vom lebendigen Gott predigen wie von einem toten Erkenntnisgegenstand, einer frommen Seelenstimmung! Der Betrug, als wäre es möglich, das Evangelium zu verkündigen, und dabei so zu tun, als wäre es gar nicht vorhanden. Der Betrug, aus der Zeugenschaft für Gott ein bloßes Amt zu machen, von dem man lebt und womit man die Menschen erbaut. Der Betrug, der Gott als religiöse Angelegenheit neben das Leben stellt. Er lagert über unserer Kirche wie eine schwarze, alles verfinsternde Wolke, aus der der todbringende Strahl jeden Augenblick herniederfahren kann.

Es fehlt uns der lebendige Gott. Hätten wir ihn, wahrlich es sähe anders aus in der Geistlichkeit der protestantischen Kirche.

III.

Wo Gott lebt, da stürzen die Götzen. Unser Leben aber ist ein ununterbrochener, feinerer und gröberer Götzendienst mit tausend Dingen und Gedankengebilden. Blicket euch um, liebe Brüder, im Kreise unserer Tätigkeit, ist es nicht so,

daß wir vor allem um die Gunst unseres Publikums buhlen? Ist es uns nicht vor allen Dingen wichtig, was die Leute von unserer Predigt sagen, wie viele Zuhörer wir haben? Was bildet den Gram, die Sorge, die Angst oder auch die Freude des Pfarrers, wenn nicht die Art und Weise, wie man von ihm spricht? Wie man von uns spricht? — liebe Freunde, wie tief traurig, wie erbärmlich ist das, welch brennende Schamröte muß nicht in unseren Gesichtern aufflammen, wenn wir daran denken! Wie die Leute von uns sprechen, das sollte in Wahrheit unsere Sorge sein? Die armen unwissenden Leute, die eines starken, ihnen voranleuchtenden Wortes so dringend bedürften! Und wir sind ängstlich gespannt auf ihre Urteile. Wir erbeben im Innersten, wenn wir Tadel vernehmen, wo wir doch, ach so sehnlich, nach einem Lobe ausgeschaut. Wir ärgern uns schwer und lange, wenn wir merken, daß da und dort an unserem Einfluß etwas abzubröckeln beginnt, daß frühere Freunde, die es schienen und nicht waren, uns verlassen, daß gewisse Lippen sich bei Nennung unseres Namens krummziehen, gewisse unerzogene einzelne uns nicht mehr grüßen auf den Gassen. Das alles grämt uns, was uns doch freuen sollte, nach dem Worte Jesu: „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und lügenhaft allerlei Arges wider euch reden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket." (Math. 5, 11—12.)

Nein, wir freuen uns nicht. Es betrübt uns, wenn Gottes Evangelium Anstoß erregt, wenn die faulen Geizgedanken unserer Zuhörer aufgerüttelt werden durch ein offenes Wort von der Kanzel, wir nehmen uns vor, künftig zu schweigen und es besser zu machen, um ja nicht wieder Anstoß zu geben und unser Ansehen aufs neue zu gefährden. Unser Ansehen — ja das ist unser Götze. Ihm dienen wir Tag und Nacht. Wir lassen uns von den Menschen schinden und mißbrauchen, wir nehmen alle möglichen zeitraubenden und nebensächlichen Pöstchen und Ämtchen auf uns, wir reden und lavieren klug herum, wir schmeicheln und beschönigen — und das alles, um unseren Einfluß, unser Ansehen nicht zu verlieren! Und

uns trifft das Wort des Herrn an die Pharisäer: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ruhm voneinander nehmet, und die Ehre, die von Gott allein kommt, nicht suchet?“ (Joh. 5, 44.)

Und wir wollen an die Lösung der sozialen Frage herantreten, bevor wir hier Wandlung geschaffen haben?

Hier muß es anders werden, hier und nirgendwo sonst. Merket ihr nicht, daß alle unsere noch so begeisterten Reden und Vorträge über soziale Dinge an einem bösen Übel kranken würden: an dem der Heuchelei; daß unser ganzes soziales Studium, aller redliche Eifer für andere nichts nutzen würden, solange wir diese furchtbare Halbheit und Unentschiedenheit im eigenen Herzen tragen? Wir können nichts Rechtes schaffen, wenn uns die Hauptsache, der wir unser Leben geweiht, nicht in der Seele brennt. Und alle, die uns hörten und sähen, würden dasselbe von uns denken: Das sind nun unsere Pfarrer, die von allem reden und doch keinen Eindruck hinterlassen. Neuerdings — so würde es weiter heißen — ist die soziale Frage bei den Pfarrern in Mode gekommen, aber wir merken nach wie vor „die umgestaltende Kraft des Evangeliums“ nicht, von der sie des längeren und breiteren zu reden wissen. — Solches und ähnliches würden wir zu hören bekommen. Es würde bleiben, wie es ist: Man vernimmt unser Wort über Gott und göttliche Dinge, aber man spürt nichts vom Geiste Gottes. Warum? Weil wir nicht erfüllt sind von ihm. Wir dienen den Menschen, uns selbst, allen möglichen Zwecken, nur nicht Gott mit aufrichtigem, ungeteiltem Herzen. Lasset mich schweigen von den tausend Kleinigkeiten, die uns neben dem Hauptgötzen unserer eigenen Ehre als Nebengötzen unter ihre Herrschaft beugen; von den Familien- und Freundesrücksichten, die uns so oft den Mund zutun, wenn wir reden sollten; von den materiellen Gesichtspunkten allen, denen wir so viel breites Interesse entgegenbringen. Das Gesagte ist genug, mehr als genug.

Unsere erste Pflicht, wenn wir ein Neues pflügen wollen, ist die Rückkehr zum lebendigen Gott, die Liebe zu Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Ge-

müt und aus allen Kräften. Er muß unser „Licht und unser Heil", er muß „unseres Lebens Kraft" werden. Sein Geist muß wieder durch die Tiefen unserer Seele rauschen; wir müssen alle Halbheit und Lauheit, alles geteilte und faule Wesen von uns werfen und aufs neue entbrennen für Gott. Der Trug, als könnte neben ihm irgend etwas — und wäre es das Schönste und Beste — seinen Platz behaupten, als sei Gott lieben etwas anderes, als seine alleinige Geltung erkennen und betätigen, muß aufhören. Zurück zum lebendigen Gott, bis daß wir vielleicht nach langem schmerzlichen Ringen wieder ausrufen können: „Und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

IV.

Und in diesem neuen Geiste müssen wir auf die Kanzel steigen. Mögen wir noch so sehr unsere eigene Schwachheit, gemessen an diesem gewaltigen Ernst um Gott, spüren und vielleicht erst jetzt zu zagen anfangen, wo wir vor seiner Wirklichkeit angelangt sind — trotzdem, wir sind es unseren Gemeinden, den suchenden Menschen allen, die sich heute noch unter unserer Kanzel zusammenfinden, schuldig, daß wir das Bekenntnis zum lebendigen Gott auf unsere Lippen nehmen. Weshalb denn sind unsere Zeitgenossen so unglücklich, zerfahren, verzweifelt, warum spielt Mammon die Hauptrolle in ihrem Leben, warum sehen wir überall einen wilden Kampf um das goldene Kalb entbrannt, hier schmachvolle Sklaverei — dort wüstes Schwelgen; warum schlägt von allen Seiten der Hohn und Spott auf den christlichen Glauben um unsere Ohren, warum sind auch die, welche diesen Glauben bekennen, von Weltgeist und Mammonsliebe zerfressen — als weil ihnen allen die Wirklichkeit Gottes fehlt?

Sie haben keine Empfindung dafür, daß es einen lebendigen Gott gibt. Sein Geist berührt sie nicht. Wir Pfarrer haben leicht von unserer sicheren Warte aus über Gottlosigkeit und Kirchenflucht klagen, wir vergessen, daß das Leben

Gottes nicht durch die Herzen strömt, daß unser modernes Tun und Treiben von einer Atmosphäre umgeben ist, in welcher die Wahrheit über Gott ersticken muß. Wir vergessen vor allem, daß es der Kirche eigene Schuld ist, wenn die Leute nichts glauben. Erst soll sie die eigenen Götzen von sich abtun, denen sie dient, bevor sie das Volk in den Dienst Gottes zurückführt.

Da müssen wir, denen es Ernst ist mit den neuen Aufgaben, so schwer es uns auch fallen mag, in den Riß treten. Wir müssen wieder zu zeugen anfangen von der Wirklichkeit Gottes, laut und furchtlos mitten in die tausend Schattenwirklichkeiten unserer Gesellschaft den Ruf erschallen lassen: Gott lebt! Nicht wie bisher in alle die heiteren und düsteren Interessen der Menschen hinabsteigen, nicht Wohl und Wehe der Seelen, Wünsche und Befürchtungen, Hoffnungen und Begehrlichkeiten aller Art, kurz, diese ganze eigensüchtige und kleinliche Subjektivität — wie wir sie leider nicht zum wenigsten gerade durch unsere bisherige Predigtweise großgehätschelt haben — berücksichtigen und breit besprechen, als wäre das Wort des lebendigen Gottes nur sozusagen ein allzeit wirksames Pflaster auf die Wunden, ein Heilmittel gegen alle kleinen und großen Schäden, ein bequemes Ruhekissen, auf dem man von des Tages Last und Hitze sich erholen und neue Kräfte zu neuen Nichtsnutzigkeiten sammeln könnte. — So haben wir es bisher getrieben. Wir sind mit unserer Predigt bereitwillig den Menschen in alle Schlupfwinkel ihrer Eitelkeit gefolgt, wir haben unsere Worte in wohlfeilem Redestrom an allerhand Torheiten und Nichtigkeiten verschwendet. Nichts war uns zu unbedeutend, das wir nicht mit geduldiger Sorgfalt unter die Lupe des „Wortes Gottes" nahmen, kein Ereignis, kein Vorfall, kein Erlebnis zu unwichtig, dem wir nicht die besten und wirkungsvollsten Partien unserer Predigt gewidmet hätten. Ernst und ergeben standen wir mit unseren „Gläubigen" still vor den „Schicksalsfügungen", „verborgenen Ratschlüssen", „unerforschlichen Wegen des Herrn", wie wir alle die Wechselfälle menschlicher Eitelkeit nannten, in ängst-

licher Dienstbeflissenheit gegen das Vorurteil der Leute — wo oft zwei, drei orientierende offene Worte die ganze Erbärmlichkeit dieses gottlosen Gemunkels klargelegt haben würden. Wir ließen uns von den Bequemlichkeiten unseres wähleriſchen frommen Publikums gängeln, wir vertieften uns mit ihm in die lächerlichen Wichtigkeiten alle, die es sein Christentum nannte, und unterstützten durch unsere gesalbten Reden den Götzendienst, den es mit Dingen und Meinungen trieb. Wir waren der Menschen Aschenbrödel und haben es durch unsere pfäffische Demut dahin gebracht, daß sie gar nicht mehr wissen, was es heißt, dem lebendigen Gott dienen, wohl aber sehr genau das andere, sich von ihm bedienen lassen.

Das aber ist nacktes Heidentum. Ja es ist so: unsere Stellung zu den Menschen unterscheidet sich in der Hauptsache in nichts von der der heidnischen Priester. Wir haben zu tun, was die Leute wollen, haben ihre „religiösen Bedürfnisse" zu befriedigen, wie man so schön alle die heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten nennt, in denen sich das christliche Publikum bewegt, und im übrigen — zu schweigen. Der Pfarrer darf keine eigene Meinung haben. Dafür ist er nicht da. Er hat zu amtieren und zuzudienen. Und hinter unserem Rücken lachen sie uns aus oder ziehen sie geringschätzig und mitleidig die Achseln über uns!

Dahin haben wir es gebracht mit unserer Predigt. Wir haben wichtig genommen, wo nichts wichtig zu nehmen war, und vernachlässigt, was wir wie ein Heiligtum hätten schützen sollen.

Die protestantische Predigt muß sich wieder zu jener evangelischen und echt reformatorischen Protestation erheben, die die Ehre Gottes leidenschaftlich und eifersüchtig gegen alles faule Christentum, alle falsche, selbstsüchtige Gläubigkeit wahrt und erhebt. Nicht die Menschen — Gott sei die Richtschnur unserer Verkündigung. Nicht vor allem das, was die Menschen bewegt, nein, das, was im Evangelium geoffenbart ist, nehme unsere Predigt auf. Jenes zieht uns in die Interessen einer Welt hinab, deren Überwindung gerade es war, was

Jesus von der Zeugenschaft für ihn forderte, dieses löst die Menschen aus knechtenden Banden und macht sie frei für die Wahrheit. Nicht das Durchsprechen ihrer tausend Vorurteile und Bedenken, ihrer doch so nichtigen Erlebnisse, nicht das Beleuchten ihrer ungezählten und nie endenden Fragen mit dem Lichte des „Wortes Gottes" ist unsre Aufgabe, sondern das andere, ihnen in diesem Lichte die ganze Torheit ihres eigenliebigen Christentums zu enthüllen. Sie müssen merken, daß es Gottlosigkeit, nicht Frömmigkeit ist, was sie treiben. Es muß ihnen an unserer Verkündigung die Einsicht erwachen, daß der wirkliche Besitz des Gottes, von dem sie so gerührt und andächtig reden, alle ihre religiösen Sachen und Sächelchen, Ansichten, Vorurteile und Gewohnheiten bis zum vorschriftsmäßig eingeübten mechanischen Gebete und Bibellesen gründlich austreibt, daß Gott haben kein Interesse mehr an diesem Christentum haben bedeutet.

V.

O, wie heillos liegt der Schaden des Subjektivismus auf unser aller Herzen! Das Göttliche, wofür die ersten Christen ihr Leben einsetzten, ist die mehr oder weniger aufrichtige subjektive Meinung einer unverschämten und mammonssüchtigen christlichen Gesellschaft geworden, die sich großtut mit ihrem Christentum, wenn sie ein paar althergebrachte Phrasen oder die neuen eines ebenso schalen wie leichtgeschürzten Freisinns herzusagen versteht, die wunder wie aufgeklärt und gebildet sich vorkommt, wenn sie gegenüber den „massiven Vorstellungen" der alten Zeit die nichtssagenden Gemeinplätze ihrer wässerigen Moralität in lächerlicher Aufgeblasenheit geltend macht. Wo wäre diese windige Gesellschaft, wenn es einmal nicht massive Vorstellungen gegeben hätte, die den Entscheidungskampf mit einer alten ungeheuer starken Kulturwelt siegreich durchgeführt? Wäre es diesen in allen Farben schillernden Seifenblasen, modernes Christentum genannt, wohl gelungen, die Mauern der römischen Weltmacht umzustoßen, wie es das „massive" Christentum getan? Wahrlich, dieser

Subjektivismus, der alles Große und Wahrhaftige des christlichen Glaubens an Stimmungen, Rührungen, an jene brave Durchschnittsmoral verraten hat, die es jedem halbwegs mutigen Männlein erlaubt, ein Held zu sein, die jede noch so schüchterne und vorsichtige Meinungsäußerung zum tapferen Bekenntnis und Überzeugungsmärtyrertum stempelt, — er ist in Wahrheit der Tod aller wirklichen Aufklärung, aller Charakterbildung. In der Tat hat denn auch unser in lauter „Geist" sublimiertes Christentum, das die großen Tatsachen des Glaubens gegen bloße subjektive Schattenspiele des Glaubens eingetauscht hat, nichts als Memmen jenen Männern gegenüber zu stellen, die das „massive, abergläubige" Christentum der ersten Zeit aus sich geboren.

Diesem ganzen Sumpfe, zu dem die lebendigen Wasser des Evangeliums sich angestaut, müssen wir neue Abzugskanäle verschaffen, dadurch, daß wir die eine entscheidende Tatsache des Glaubens, daß Gott lebt, mit furchtloser Entschiedenheit geltend machen. Es muß klar werden durch unsere Predigt, daß Gott mit diesem subjektiven christlichen Kram nichts zu schaffen hat, sein Sturmwind alle die Kartenhäuser der eigennützigen Frömmigkeit vor sich herbläst, daß das aus der Angst um das eigene Selbst geborene Christentum, wie wir es haben, das gerade Gegenteil des von Gott geoffenbarten Evangeliums ist. Unsere Predigt rufe die Menschen aus ihren Schlupfwinkeln und Höhlen hervor an den Tag der Wirklichkeit Gottes, sie mache ihnen Gott so eindrücklich, daß sie sich ihres Christentums schämen und von selbst, wie Jesaja sagt: „die silbernen und goldenen Götzen, die man sich gemacht hatte, um sie zu verehren, den Maulwürfen und Feldmäusen hinwerfen." (Jes. 2, 20.) Sie ruhe nicht, bis alle die tausend Schattenrealitäten unseres Lebens vor der einzigen Realität Gottes wie die Nebel vor der Sonne zerfließen.

Prediget, o prediget den Menschen, daß das, was sie mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens umfassen — doch nur, um morgen seinen bohrenden Todesstachel im eigenen Marke zu spüren — nichts ist! Machet euere Stirne hart, euer An-

gesicht unbeweglich gegen ihre aus Eigennutz und Torheit geborenen Seufzer und Wehklagen, erbarmet euch ihres falschen Gejammers nicht — damit ihr Kraft gewinnet zum wahren überwindenden Erbarmen. Wenn sie euch von der Wandelbarkeit ihres nichtigen Glückes vorerzählen, sagt es ihnen — o fürchtet euch nicht — ins Gesicht, daß Gottes Evangelium damit nichts zu schaffen habe. Wenn sie, zusammenbrechend unter der Last ihrer Torheiten, nach euerer Hilfe verlangen, o dann setzt euch nicht zu ihnen in den Staub und rätselt mit ihnen nicht über „unerforschlichen Willen Gottes" und was dergleichen Lästerungen mehr sind, nein, — o waget es, stark zu sein — dann redet zu ihnen von dem Gott, vor dessen Liebe alles entzwei gehen darf, entzwei gehen muß, weil sie allein ein Gut ist. Reißet sie aus ihrer Verzweiflung, indem ihr ihnen an eurem eigenen Gottesglauben das Herz zu neuem Leben entzündet. Und wenn sie vor den Gräbern ihrer Angehörigen stehen, hoffnungsleer die schwarzen Rätsel des Todes bei sich bewegend, dann leuchte aus euerem Worte das Licht des ewigen Lebens, nicht der falsche rauchige Schein eines verblichenen Menschenlebens in törichtem Rühmen und Preisen, wo nichts zu rühmen ist.

Tun wir solches, liebe Amtsbrüder, dann wird die Welt wieder etwas davon merken, was es heißt: Gott lebt. Die religiösen Phrasen verschwinden, der Eindruck der Wahrheit bricht sich Bahn. Der Spott, der bis dahin unsere Wirksamkeit wie ein Mückenschwarm umgeben, vergeht. Hochmut und Größenwahn aufgeblasener Halbbildung drücken sich zur Seite. Und die „Pfaffenfresserei" kommt aus der Mode. Tausende leben an unserem neuen Bekenntnisse wieder auf. Es weht ein neuer, erfrischender Geist durch die Gesellschaft. Jetzt erst fangen die Menschen an zu merken, was Trost und Erhebung ist. Früher waren es Trostgefühle, gehobene Stimmungen, die doch vor jedem Lüftchen der Anfechtung wieder zerstoben, nun ist es wirklicher Trost, eine Erhebung, der kein Fall mehr folgt, vom Felsen getragen hoch über dem wechselnden Wasser der brandenden Flut, vom Felsen des erlebten Gottes.

Je mehr wir es wagen, für den lebendigen Gott einzustehen, desto mehr bekundet sich seine Wirklichkeit an aller Herzen. Disputieren und geistreiches Spiel der Dialektik hilft nicht. Die dafür aufgewendete Zeit ist verloren. Mancher Pfarrer hat das schon zu seinem schweren Schaden erfahren. Es gibt keinen anderen Beweis für das Dasein Gottes, als er selbst. Nicht disputieren, dafür aber in unserer ganzen Haltung, in Wort und Werk zu verstehen geben, daß er die Wirklichkeit ist, in der wir wohnen, aus der wir unser Leben schöpfen — das ist der einzige Weg, ihn unserer von hochmütiger Afterwissenschaft irre geführten Gesellschaft wieder eindrücklich zu machen.

VI.

Freilich, so schön das klingt, so schwer fällt es unserem trägen Geiste. Täuschen wir uns nicht: Dieser Glaube an Gott, der nicht den Menschen dient, sondern dem es wirklich um Gott selbst zu tun ist, ist die furchtbarste Aufgabe, die je eines Menschen Herz beschwert. Wir verstehen es, wenn Jeremia den Tag seiner Geburt verflucht, nur weil er gezwungen war, für Gott einzustehen mitten in scheinheiliger Umgebung; wenn vor ihm Moses sich weigert, den ihm gegebenen Auftrag, im Namen Gottes sein Volk auszuführen, zu befolgen, nach ihm Jesus selbst von jener Selbstverleugnung bis zum Kreuze redet, die unzertrennlich mit dem Dienste des lebendigen Gottes verbunden ist. Diejenigen Pfarrer, die mit lärmender Begeisterung in ihr Amt einziehen, sind nicht die besten; wie bald verstummen sie vor der ungeheueren Aufgabe, die ihrer wartet, wenn sie überhaupt je eine Ahnung davon durch ihr Herz ziehen lassen, was es sagen will, Gottes Wort predigen. „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, denn Gott ist ein fressendes und verzehrendes Feuer." Wer nicht alles hergeben, mit allem brechen kann, der ist untauglich. „Wer nicht hasset Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Eigentum, der kann nicht mein Jünger sein," sagte Jesus, dessen Eifer für Gottes Haus wie eine Flamme seine Kraft verzehrte. Die Menschen lassen uns ruhig gewähren,

solange wir ihnen Gott in der Form einer subjektiven Trostreligion anbieten. Das stört sie nicht und steht in schönstem Einklang mit ihren weltlichen Gelüsten. Aber sie wenden sich erbittert von uns ab, sobald wir ihnen Gott selbst ohne Hüllen und Decken vor die Seele stellen; denn in der Predigt des wirklichen Gottes liegt das Gericht über jeden Menschen: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon"!

Wie begreiflich, wenn die meisten Pfarrer sich scheu und feig an dieser Gefahr vorbeidrücken und Prediger des Evangeliums sein wollen, ohne die Schmach des Evangeliums zu tragen! Sie entwickeln einen Feuereifer in allen Nebensachen — nur um sich die eine Hauptsache nicht gestehen zu müssen. Sie machen überall mit, um nicht mit Gott machen zu müssen. Sie bedecken sich mit einer Menge Aufgaben, um ihr Gewissen darüber zu beruhigen, daß sie nicht die eine Aufgabe angreifen. Sie wollen Gott predigen, aber sie vermögen es nicht, den Verzicht auf sich zu nehmen, der in dieser Predigt liegt. Sie lügen sich immer wieder vor, was alles zu ihrem Amte gehöre, weil sie das eine, was dazu gehört, nicht tun wollen. Sie können nicht brechen mit ihrer Umgebung, das Lob der Menschen bindet sie fest. Sie wagen es nicht, die Schranken niederzureißen und hinauszutreten. Ach, die Ehre vor den Menschen verdeckt ihnen die Ehre vor Gott. Arme, unschlüssige Seelsorger, die auf beiden Seiten hinken, um schließlich in diesem Selbstbetruge innerlich zugrunde zu gehen!

Das steht auf dem Spiele. Gott dienen, heißt alles wagen. Ihn, ihn allein lieb haben mit starkem, treuem Herzen. Ein Gottesdiener kann nicht ein Menschendiener sein. „Wenn ich den Menschen noch gefiele, so wäre ich nicht Christi Knecht," sagt Paulus. (Gal. 1, 10.) Entweder wir opfern unser Leben Gott und fürchten den Kampf nicht, — so werden wir siegen und die Christenheit erneuern; oder wir fahren fort, aus dem Namen Gottes ein religiöses Spiel zu machen zur Kurzweil unserer Hörer und unserem eigenen Vorteil — so hilft uns alles soziale und andere Wirken nichts, und jubelte uns auch die ganze Welt zu. Rückkehr zu Gott — nur das!

Kirche.

I.

Zurück zu Gott, zu den Quellen empor mit ihrem frischen ungetrübten Wasser, zu den Ursprüngen, zum Unmittelbaren, zum Geist der Freiheit und Wahrheit, zu Jesus Christus, in dem ewiges Leben quillt! Das ist die tiefe Sehnsucht unserer Herzen. Aber wie sollen wir andere emporführen, *da wir selber gefesselt sind*? Wie ist es uns möglich, in die Herzen der Menschen Quellwasser des lebendigen Gottes zu leiten, wenn wir selbst tief unten in der staubigen Ebene verdorbenes Wasser trinken müssen? Wir wollen von Gott Zeugnis ablegen, und der Mund ist uns zugebunden.

Zwischen uns und der Offenbarung Gottes in Jesus steht eine lange, schmerzvolle und irrtumsgesättigte Geschichte, Kirchengeschichte genannt; über dem Evangelium erheben sich himmelragende Kirchtürme, um das ursprüngliche Wort lagern sich spitze Dornen kirchlicher Lehrmeinungen; tote Gebräuche und Sitten wehren uns den Zugang zum lebendigen Tun. Ja, wenn die Menschen noch nichts von Gott gehört — wir wollten von vorne anfangen und unsere ermattete Begeisterung an ihrer heißen Lernbegier von neuem entfachen. Nun aber haben sie sich schon lange mit Gott abgefunden in der Form eines frommen Systems: *der Kirche*. Gott ist eine kirchliche Angelegenheit geworden. Gott dienen, heißt fromm sein, und dafür hat die Kirche zu sorgen. Es ist der Kirche Aufgabe, von Gott zu predigen, wie es z. B. die Aufgabe der Hochschule ist, Wissen zu erzeugen. Neben allen übrigen Bildungsfaktoren steht auch das Göttliche da, von einer besonderen Körperschaft gehütet und bedient. Wer sich über Gott unter-

richten will, der hört Vorträge von Theologieprofessoren oder Predigten in der Kirche. Wer seine Kinder in dem Worte Gottes unterrichten lassen will, der meldet sie in der Religionsstunde oder im Korfirmandenunterricht an. Die Kirche und Gott stehen und fallen miteinander. Und daneben, an ihnen vorbei, rauscht der Strom des Lebens — — —

Oder ist es wahr, was zuerst der Freisinn ausgesprochen, was dann von einer ungezählten Menge von Stimmen und Büchern in die Welt hinausposaunt wurde und heute noch hartnäckig von allen den tausend Reformbestrebungen, die wir haben, aufs Programm gesetzt wird: daß wir gar nicht zu verschütteten Quellen hinanzusteigen brauchen, sondern jederzeit imstande sind, den göttlichen Funken in der eigenen Seele zu entzünden? Was Jesus an sich erfahren, das werde auch uns zuteil, wenn wir nur den Mut und die Freiheit gewännen, uns im reinen Äther des Ideals zu baden, mit Zurücklassung aller beengenden Schranken einer buchstabenvergötternden Lehre. Ist das wahr? Wie viele unter den Pfarrern, vom Dufte solcher Phrasen betört, glauben es noch? Wie viele bauen sich noch frischweg in die Wolken hinein ihr sentimentales Gedankengebilde, erhaben über des Gewordenen geistloser Masse? Wie mancher wagt noch den Flug ins Unendliche? O, wir sind bescheiden geworden seitdem wir von der grausamen Wirklichkeit darüber belehrt sind, daß schöne Phrasen keinen Ersatz bilden für das Göttliche, daß man das „Gottesbewußtsein Jesu", wie wir geringschätzig und in dummer Selbstüberhebung uns auszudrücken beliebten, nicht so ohne weiteres sich anzueignen vermag. Unser zuversichtlicher und allzeit redefertiger Mund ist stumm geworden, unser Mut gesunken, unsere rührseligen Träume sind verflogen. Wir verschließen uns der Wahrheit nicht länger, daß die ungeheuere Tatsache, die uns in der Person Jesu gegeben ist, unvergleichbar ist mit den psychologischen Selbstsuggestionen einer aufgeblasenen Subjektivität.

Nein. Gott läßt sich nicht bilden nach Menschenbelieben, nur damit sich diese Menschen ihrer Theologie zu freuen

vermöchten. Gott gibt seinen Geist, wem er will. Gottes Geist ist nicht Menschengeist, Gotteskräfte nicht Phrasenschaumbegeisterung. Sein Wesen erschöpft sich nicht in den Einfällen eines „ideal aufgelegten" Gemütes. Gefühlsduseleien und Rührungen mit feuchtem Augenaufschlag, andachtsvolle Schauer und geweihte Ansprachen, himmlische Begeisterungen und der Herzen „erdbebenartiges Erzittern" haben nichts mit ihm zu schaffen. Wo sein Geist weht, brechen Wahrheit und Leben wie Bäche hervor. Was ist's, das uns an diesem ursprünglichen Leben aus Gott hindert?

II.

Es ist schmerzlich, zu sagen: nicht die „Sünden der Welt" oder die „Gleichgültigkeit der Menschen", sondern gerade das, worauf wir uns gemeiniglich am meisten zugute tun: unser kirchliches Bewußtsein, unser Amtsgefühl, unser „Pfaffentum", wie das Volk sagt. Was uns in unseren eigenen Augen legitimiert und den Menschen empfiehlt, nämlich, nicht die ersten besten hergelaufenen Schwärmer und Illuminaten zu sein — wie wir mit mitleidigem Seitenblick auf die Sektenprediger uns ausdrücken —; nein, ordinierte, von der kirchlichen und staatlichen Obrigkeit berufene Amtspersonen, ausgerüstet mit den nötigen, erfolgreich absolvierten Studien, gerade das ist's, was unsere Wirksamkeit illusorisch macht. Ich will nicht reden von dem zähen Vorurteil der Menschen, als predigten wir nur um unserer äußeren Stellung willen, um Geld zu verdienen oder wenigstens genug zu essen zu haben — wie viele Pfarrer leisten diesem Urteil durch ihr Betragen, z. B. dem faulen Sportelunwesen gegenüber, täglich direkten Vorschub! — sondern ganz allein von der idealen Auffassung des Amtes, wie sie, Gott sei Dank, noch bei vielen Pfarrern sich findet, von dem kirchlichen Bewußtsein, das sie mit stolzer Freude und strahlender Genugtuung erfüllt. Sie kennen kein höheres Ideal als ihre Landeskirche. Sie sind überall dabei, wo es gilt, über das Wohl und Wehe der Landeskirche zu beraten. Sie sind eifrige Mitglieder der Synoden oder

sonstiger kirchlicher Behörden, sie diskutieren geduldig und ernst die kleinsten Abänderungen, Zusätze oder Streichungen innerhalb der gegebenen kirchlichen Bestimmungen — die hauptsächlichste Arbeit der genannten Synoden — alles, auch das Geringste, sehen sie darauf an, ob es der Landeskirche Schaden oder Nutzen bringen werde. Sie reden sehr viel über landeskirchliche Interessen und betrüben sich heftig über alles, was der Menschen Unverstand gegen die Kirche sündigt. Namentlich sind es die Sekten, die sie verabscheuen als die gefährlichsten Feinde der landeskirchlichen Gemeinschaft. Ihr ganzes Amten und Wirken atmet Kirche und kirchliches Bewußtsein. Ihr Christentum ist das der Landeskirche. Gott, Bibel, Predigt des Evangeliums sind dafür da, damit die Landeskirche gedeihe.

Und dem sieht das Volk verwundert, spöttisch und mißgelaunt zu. Was hat diese ganze kirchliche Aufführung zu bedeuten? Wie wunderbar: Mitten im Getriebe des Lebens mit seinen aufreibenden Sorgen und Kämpfen ums Dasein, hinter der Gassen quetschender Enge oder auf freiem, alles beherrschendem Platze erheben sich schlanke Türme, kunstvoll gebaute Kuppeln; man schaut im Vorbeieilen flüchtig an ihnen empor, man besinnt sich etwa darauf, daß hier alle Sonntage „das Evangelium" gepredigt wird — dann kommt wieder das Leben, ach das Leben mit seiner rauhen, harten Wirklichkeit. Das „Evangelium" und die „harte Wirklichkeit" so unmittelbar nebeneinander, ohne sich gegenseitig näher zu kennen, es sei denn, daß alle Sonntage von den Türmen der mächtige, aufdringliche Glockenton über das erschöpfte Treiben der Wirklichkeit dahinrauscht, um wirkungslos abzuprallen an den geschlossenen Fenstern, den zugemauerten Herzen! Evangelium und Leben unheilbar auseinandergerissen — das ist's, was wir erblicken, wohin wir auch die Augen wenden. Es ist so, seitdem sich eine geistliche Organisation, Kirche genannt, des Evangeliums bemächtigt hat, um es zum besonderen Gegenstande ihrer Fürsorge zu machen; seitdem Priester das Evangelium verwalten und es

gang und gäbe in der Welt geworden ist, das Göttliche mit einer Kirche zu identifizieren. Ja, so ist es: Das Evangelium, das ein Menschheitsevangelium ist, hat sich zu einem Kirchenevangelium umgewandelt. Es sollte die Luft sein, die alle atmen, aber es ist die Stickluft einer besonderen Kaste. Statt Brot für alle Hungernden gibt es uns Steine, woraus wir Kirchen bauen; statt Leben, Geist, Wahrheit, unverstandene Glaubensformeln und Zeremonien. Man versteht es nicht mehr, seitdem es zur christlichen Religion zusammengeschrumpft ist.

Was soll dieser grause Unverstand? Was heißt das, daß mitten unter den anderen Menschen geschäftig „Geistliche" hin und her eilen von Haus zu Haus, von Sitzung zu Sitzung? Warum wird alle Sonntage gepredigt, getauft, Kinderunterricht erteilt? Um was für ein Wort handelt es sich dabei? Was hat „der Herr Pfarrer" denn eigentlich zu sagen? Das Evangelium? Welches Evangelium? Das freisinnige oder das orthodoxe? Wie fern, ach wie fern sind doch die Menschen von der Willigkeit, ihn auch nur ruhig anzuhören, sei's unter der Kanzel, sei's im Gespräch! Er, der als der Sprecher für den lebendigen Gott der ganzen Gesellschaft entscheidende Dinge sagen sollte, lispelt einige verzagte und verschwommene Ansichten, wenn er überhaupt nach Hersagen der auswendig gelernten Predigt noch etwas zu sagen hat. Dafür entschädigt man sich dann durch allerhand liebe kleine Dienstleistungen — die Treue im Kleinen! — als Mitglied von Vereinen und Komitees, womit man seine fragwürdige Existenz als Pfarrer und „Seelsorger" wieder ins bedrohte Gleichgewicht zu heben hofft. Lasset mich davon schweigen! Schweigen von dem Commis Voyageur-Pfarrer, dem Pfarrer als „Mädchen für alles", wie es einer derb und treffend bezeichnet hat, dieses unterste Stadium des modernen Verkündigers von „Gottes Wort".

III.

Wie lange noch scheuen sich die Pfarrer nicht, ihre Glaubensformeln, ihre „Richtungen" und „Parteistandpunkte",

ihre „Meinungen" und „Auffassungen" an das Evangelium heranzurücken oder mit demselben zu vermischen? Was für ein beschämendes Schauspiel für die Augen der Welt, daß wir nicht in zwei Punkten miteinander übereinstimmen und doch wie eine geschlossene Phalanx gegen sie aufrücken wollen! Alles ist uns Lehre und Lehrsatz geworden, oder, was ärger ist, „religiös-sittliche Anschauung". Über alles müssen wir unsere Auffassung abgeben, für alles haben wir passende Schablonen und fertige Urteile zur Hand. Es ist nicht zu sagen, was diese ketzerrichterische Haltung für Schaden anrichtet, dieser blöde Hochmut, der sich nichts bieten läßt, immer recht behalten will und wegwerfend von dem spricht, was nicht in den offiziellen Überzeugungskram paßt, dieses Pfaffentum, der Gegenstand des Spottes, des Ärgers, der Verbitterung so vieler, die mit uns zu tun haben. Wir treiben Politik für unsere Ansicht und Partei, wir werfen uns in den Harnisch moralischer Entrüstung — oder wir geben klug und vorsichtig nach, je nachdem es unserer Stellung am meisten nützt. Man eifert für seine Partei Hand in Hand mit der Versicherung, durchaus kein Parteimann zu sein. Jetzt hilft es der Partei, wenn man ihre Rechte mit Nachdruck geltend macht, jetzt wieder ist es besser für sie, wenn man sich in den Mantel eines über allen Parteien stehenden Christentums hüllt. So machen wir allenthalben unsere „Prinzipien" geltend, aber hinter denselben steckt oft nichts mehr als die Eitelkeit der eigenen Person und Partei. Prinzipienpolitik nach außen, Personpolitik im innern. Natürlich! Wer wollte sich für derartige Prinzipien im Ernste erwärmen! O, wie leicht lassen diese prinzipiellen Pfarrer mit sich reden, wenn ihr persönliches Interesse in Frage kommt!

Ja, wir haben eine Menge Worte und passender Redensarten zur Verfügung, unser Christentum schillert in allen Farben, wir reden ununterbrochen von den höchsten Dingen, als gäbe es nichts selbstverständlicheres als das. Aber das eine entscheidende Wort, auf welches allein es ankommt, haben wir nicht. Gerade weil wir so gespalten sind in Richtungen

und Ansichten, hört man uns nicht, glaubt man unseren Predigten nicht — um so weniger als die Leute blutwenig von dem in der Praxis sehen, was wir in der Theorie behaupten. Ach, sie wissen ja nicht, daß wir in diesem Falle entschuldbar sind, indem es überhaupt nicht möglich ist, all unseren krausen Ideen über Gott und göttliche Dinge gegenüber von einer Praxis zu reden. Wir glauben selber nicht, was wir predigen — mit Recht, denn das alles kann man gar nicht glauben. Wir entwickeln einen fieberhaften und übertriebenen Ernst, um uns und die Menschen über den Mangel an wirklichem Ernst hinwegzutäuschen. Das ist der Grund, warum wir heute im Brusttone der „innersten Überzeugung" von unserem „Glauben" reden können und morgen beim Glase Bier in kollegialischer Weitherzigkeit an ihm herummarkten lassen — von den gewissenlosen Spöttern zu schweigen, denen überhaupt nichts heilig ist, auch nicht die eigene Überzeugung.

Wie schmerzlich ist das alles, liebe Amtsbrüder! So neben dem Leben, außerhalb der eigentlichen Interessen der Menschen zu stehen, gerade darum, weil wir das Christentum zum besonderen Gegenstand unseres Studiums gemacht haben! Dogmatik, Ethik, Pastoraltheologie mit Homiletik und Katechetik, das alles hat uns eingeschnürt in die spanischen Stiefel einer Gottesgelahrtheit, die den Glauben an Gott in eine wissenschaftliche Fakultät verwandelt hat und uns lehrt, fachmännisch zu betrachten, was aller Menschen Leben und Odem ist, uns in einem Gebiete noch auf eine spezielle Weise auszukennen, das jedermann am Herzen liegt. Gott hat seinen Sohn geoffenbart — aber wir verstehen uns noch besonders und fachmännisch darauf. Jesus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben — aber das genügt nicht, dazu gehören noch Professoren und Pfarrer, die mit Exegese und Predigt den Weg erhellen, die Wahrheit klar machen, das Leben wecken. Jesus ist für die Menschen gestorben — das würde nichts zu bedeuten haben, wenn nicht Theologiedozenten und Pfarrer diese Tatsache zum speziellen Objekte ihrer Studien gemacht hätten! Wir haben das offizielle geprägte Wort — verstehet

ihr, daß wir gerade deswegen keinen Eindruck machen können, weil nur das lebendige, unmittelbare Wort in die Herzen zündet? Jede Theologie ist ein Unding, sobald sie den Anspruch erhebt, Menschen im christlichen Glauben zu unterrichten. Entweder ist das Christentum eine lebendige Sache des Geistes Gottes, und dann ist es eben deswegen unmöglich, es in Lehren und dogmatischen Erörterungen auszudrücken; oder es ist das System eines genialen Kopfes, und dann wollen wir aufhören, es den Leuten als Brot des Lebens anzubieten. Ein einziger Blick in das Gebiet unserer theologischen Wissenschaft zeigt uns auch sofort, woran wir kranken. Warum bekommen so viele Pfarrer ihrer Lebtage keine Ahnung vom lebendigen Gott? Weil sie zu den Füßen der Theologieprofessoren offizielles Christentum gelernt haben und sich nun alle lebendigen Zumutungen, die etwa an ihre Seelen gestellt werden, mit dem Bewußtsein ferne halten, Kenner zu sein!

Ja, wir haben ein schönes, wissenschaftlich ausgebildetes, im Feuer der Begriffe gereinigtes Wort, ein künstlich zurechtgemachtes, vielfach verschlungenes, scharfsinnig durchdachtes und konstruiertes System von Worten, wirklich ein Ding, das sich sehen lassen kann und das von der großen Fertigkeit unserer Wortschmiede, der Theologiedozenten, ein beredtes Zeugnis ablegt. Es fehlt ihm nichts — außer dem Leben. Aber wir fragen mit den Hofschranzen in Andersens Märchen „Die Nachtigall": Ist es nicht viel schöner eine künstliche Nachtigall zu haben? Was ist denn der Gesang einer wirklichen Nachtigall besonderes? Freilich, diese Frage gibt dem ganzen Gebäude unserer Theologie auch den Todesstoß. Wir begreifen jetzt, warum nicht ein Geruch des Lebens zum Leben von unserer Predigt ausgeht, sondern ein Geruch des Todes zum Tode. Das offizielle Wissen um das Christentum, das künstliche Christentum hat uns das natürliche, das lebendige, wie es in Jesus sprudelte, ertötet. Wir sind betrogen um den köstlichsten Teil unseres Wirkens. Wir haben den lebendigen Gott nicht, sondern nur eine Theologie über ihn. Wir sind nicht aus dem Geiste geborene Christen, ach wir sind nur die auf die Zinne des

Christentums hinaufgestellten Wächter des Glaubens, wir haben keinen eigenen Glauben. Wir wissen so viel und besitzen nichts. Alles ist Vorstellung, Begriff, Lehre, Überzeugung, Schatten und Umriß, nichts wirklich. Das brennt in unserer Seele, und unsere Augen brechen in Tränen aus.

IV.

Und was sollen wir sagen von dem dumpfen Mechanismus unseres kirchlichen Handelns, der Sakramentsverwaltung und den sogenannten Kasualien? O, nie ist mir der Fluch des offiziellen Pfarrertums so durch die Seele gefahren, als in den Augenblicken, da die Leute von mir eine geistliche Produktion, sei's Traurede, sei's Abdankung, verlangten, darum weil der Pfarrer dafür da ist. Ja, dafür sind wir da, um Reden zu halten, die in den seltensten Fällen aus wirklicher geistlicher Gemeinschaft mit denen, die es angeht, erwachsen, sondern die nur einem traurigen oder fröhlichen Ereignisse die „geistliche Weihe" geben sollen, die vielfach ohne Interesse angehört und nachher im Ärger über vermeintliche oder wirkliche Taktlosigkeiten zerzaust oder dem Spotte preisgegeben werden, wenn sie nicht umgekehrt, sauber ins Reine geschrieben, in die Hände des gerührten Interessenten abgeliefert werden müssen, um doch bald neben anderen Papieren zu verstauben. Nie ist mir die schmachvolle Abhängigkeit unseres Amtes von den privaten Begehrlichkeiten der Menschen so schwer auf dem Herzen gelegen, als da ich vor den Leuten stand mit der Aufgabe, ihnen etwas Angenehmes oder Rührendes zu sagen. Was wollen sie, wenn sie eine offizielle Amtsleistung des Pfarres für sich in Anspruch nehmen? Eine herzliche, wahre Aussprache über das, was sie gerade bewegt? Ein Klarwerden vor Gott im stillen Kämmerlein an der Seite ihres Seelsorgers und Beraters? Nein, dafür hätte man die Kirche nicht nötig. Sie wollen eben nur die offizielle Amtshandlung, die ihren Schmerz oder ihre Freude vor Gott legitimieren soll, und nach welcher man sich gestehen kann, daß „alles

recht und in der Ordnung" zugegangen sei. Der Pfarrer muß dabei sein, weil sein Amt einen gewissen undefinierbaren, aber um so wirkungsvolleren Nimbus um die Handlung webt. Das aber ist Aberglauben, Heidentum. Der Pfarrer als Amtsperson im Dienste privater Wünsche, das ist der heidnische Priester im christlichen Format.

Und sind unsere sogenannten Sakramente heute etwas anderes als heidnische Kultushandlungen mit christlichem Inhalt? Wo ist der Schaden unseres offiziellen Priestertums größer, schreiender als hier? Ach, was sollen wir des längeren davon reden — von diesem Gegenstand des bösen Gewissens unter den Pfarrern, an dem wir uns lieber scheu herumdrücken, weil es gar zu gefährlich ist, von ihm zu reden! Hier liegt der wunde Punkt unseres offiziellen Pfarrertums offen zutage. Aber gerade dieser Punkt ist es auch, der unserem kirchlichen Publikum besonders heilig und teuer ist; denn die Sakramente sind noch das einzig feste im Wandel, dem auch die Kirche sich nicht zu entziehen vermochte, da sprechen die heiligen Güter des Christentums ohne die Vermittlung menschlicher Auffassung zu uns — so sagen sie —, nimmt man uns auch die aus unserer Wertschätzung fort, so zerreißt das einzige Band, das uns noch an die Kirche fesselte. Dann — o sprechen wir es weiter aus, das Furchtbare, das darin liegt —, dann kommt die Kirche in Gefahr, unsere eigene Stellung, unser Einkommen! Liebe Amtsbrüder, wir ertragen die Schmach nicht, die in dieser schonungslosen Wahrheit liegt, wir verhüllen unser Haupt, während eine brennende Röte unser Gesicht bedeckt.

Was sollen wir weiter sagen von unserem Religionsunterricht in Schule und Kirche, den man von den Pfarrern von Amtswegen verlangt? Von dieser religiösen Massenabfütterung lebendiger Kinderseelen in lächerlich kurzer Zeit? Was von dem Konfirmationsgelübde, von der „Feier" der Konfirmation überhaupt? Laßt mich schweigen. Alles das ist schuld daran, daß unsere Wirksamkeit keine Früchte bringt, es sei denn, daß wir bei einzelnen, da und dort,

Zustimmung und Anerkennung finden in Fragen, wo wir gerade einig mit ihnen gehen. Sonst kümmert sich die Welt durchaus nicht um die Pfarrer. Sie stehen neben dem Leben, eben deswegen — wir wiederholen es mit Nachdruck —, weil der offizielle Charakter ihres Amtes, der kirchliche Nimbus ihres Tuns und Wirkens sie aus dem Interesse der Menschen hinausgedrängt hat.

V.

Und wir Pfarrer wollen uns in die große Bewegung mischen, die heute durch die Herzen aller Menschen braust, wir, die wir den Menschen so fremd und, eingemauert in ein feierliches Amt, so unvermögend geworden sind, ihr wirkliches Denken und Fühlen zu verstehen? Erst müssen wir uns eine wahrhafte und unmißverständliche Stellung erworben haben, eine Stellung, in der wir den Anspruch erheben dürfen, gehört zu werden, bevor wir unsere Stimme erheben. Sie würde sonst doch nur im Sturme verhallen. Heute stehen wir zu falsch da, um mehr als vorübergehend Eindruck zu machen; heute würden wir selbst auch die soziale Frage bald wieder in Lehren und Lehrsätze, in theologische Meinungen zerspalten, heute, wo noch der Staub des offiziellen und konventionellen Theologiechristentums auf unserer Seele lastet. Erst müssen wir wieder ein großes, durchschlagendes aus dem Herzen und zu dem Herzen dringendes Wort haben. Dafür wollen wir arbeiten. Heiß wird die Mühe sein, aber „nichts ist unmöglich dem, der da glaubt".

Ja dafür laßt uns die ganze Kraft, die ganze Seele, nebst Geist und Gemüt einsetzen. Es muß anders werden. Es muß ein neues Wesen über uns kommen. Das Viele muß dem Einen weichen. Die Lehren dem Leben, das Amt der inneren Ausrüstung. Freilich, dieses neue Wesen darf nichts Menschliches sein, es muß aus Gott geboren werden. Bloße Aufklärung, bloßes Negieren und Symbolisieren, bloßes Trennen zwischen Buchstabe und Geist und dergleichen hilft nicht. Nicht Erasmus und nicht Ulrich Hutten haben die Reformation voll-

bracht, sondern Luther und Zwingli, die sich auf das Evangelium vom lebendigen Gott beriefen. Es gibt Leute genug, rechts und links, die in der bloßen Preisgabe des Alten, in der Kritik allein das Heil erblicken. „Brechet die Kirchen ab, zerreißet die Lehrsysteme, stürzet um, was die Pfaffen gebaut," — das ist ihre Losung. Wir hören sie an unser Ohr schallen, verführerisch oft und ergreifend, oft wild und brüllend wie eine tobende Flut. Mehr als einer unter uns — ich erinnere an das Buch von Faber — haben an diesem schäumenden Kelche getrunken; manch einer trägt die Revolution mit sich im Herzen herum, zerfallen mit seinem Amte, das er nur nicht verlassen kann. Andere sind unschlüssig, gespalten, von widersprechenden Gedankenmassen wie von Meereswellen hin und hergeworfen. Sie können sich der Wahrheit nicht entziehen, die ihnen von allen Seiten in die Ohren tönt, daß die Kirche ihren Einfluß verloren und nichts mehr zu bedeuten hat, aber sie haben den Mut nicht, dieser Einsicht bis in ihre äußersten Konsequenzen stand zu halten. Sie machen weiter und lassen sich treiben.

Was sollen wir tun, liebe Amtsbrüder? Sollen wir den Rat befolgen, der uns von Freund und Feind, von Ultrakonservativen und Sozialdemokraten, von Sektierern und Freigeistern erteilt wird: das sinkende Schiff zu verlassen und die menschenleeren Brücken abzubrechen? Sollen wir die Kirche denen überlassen, die, fanatischer Verblendung voll, heute noch alle Welt unter ihren Krummstab zu beugen suchen, den Finsterlingen, die das mittelalterliche Ideal wie ein zerschlissenes Fähnchen mitten in unserer Zeit aufpflanzen? — und solche gibt es auch in der protestantischen Kirche noch. Sollen wir die Konsequenz unserer Kritik darin erblicken, daß wir für immer von der Kanzel steigen? Hindert uns daran nur die Angst vor dem Ungewissen, die Sorge ums tägliche Brot für uns und unsere Familie? Was sollen wir tun?

O, schaut hinein in die Seelen derer, die uns diesen Rat geben! Sehet zu, was die haben, die dem kirchlichen

Glauben das „freie Ausleben" ihrer Persönlichkeit gegenüberstellen. Dringet ein in die Gedanken derer, die uns ein rührendes Liedlein vorzusingen wissen über die Intoleranz, Borniertheit und Engherzigkeit der Pfarrer. Wie öde, wie phrasenhaft und inhaltsleer ist doch, was sie uns zu sagen haben! Und die Reformvorschläge alle, vom Frenssenschen Buch „Hilligenlei" an, mit seiner Antastung der Frauenehre, bis herunter zu den tausend Traktätlein, die alle „die einzig richtige Lösung der modernen Fragen" zu bieten haben, die begeisterten Programme, die von der „wahren Freiheit", dem „persönlichen Leben" Kunde bringen, sie alle zerplatzen wie die Seifenblasen, nachdem sie für ein paar Augenblicke vor dem entzückten Auge des Beschauers ein gaukelndes Farbenspiel entfaltet. Schauet euch die Menschen näher an, die von „überwundenen Standpunkten", „veraltetem Christentum", „morschen Kirchenmauern" zu euch reden — hier die lieben unschuldigen Männlein alle, die sich in den „Tiefen des Gemütes" ihren religiösen Tempel gebaut, da Blitze schleudernde Weltverbesserer — und ihr bebet zurück vor dem Nichts, das sich hier auftut. Hat Nietzsche etwas Dauerndes geschaffen, Nietzsche, der sich selbst nie genug getan, der von einer Erkenntnis zur anderen schritt, bis sein erschöpfter Geist an der gesetzten Aufgabe erlahmte? Sollen wir die ungelenken Dogmen unserer Kirche gegen seine leidenschaftlichen Postulate austauschen? Oder sollen wir zu Haeckel gehen, dessen blendende Afterweisheit eine gedankenlose Masse betört — zu Haeckel? Wenn je einer ein Pfaffe gewesen ist, so er, fanatisch, unduldsam, voll Gift und Schmähreden gegen Andersdenkende, während er sein scholastisches Lehrgebäude als die alleinige Wahrheit ausposaunt. Füllt Schopenhauer unsere Seele aus? Ist das, was er wahres sagt, nicht aufs innigste verwandt mit dem Evangelium? Wohin wir auch blicken, nirgends, nirgends ein fester Standort, eine bleibende Wahrheit. Wissenschaft und Kunst lassen uns im Stiche; alles rollt, verändert sich, sinkt dahin, um Neuem Platz zu machen.

Und aus der Tiefe des Abgrundes, in dem sich das

moderne Leben zerquält, dringt laut und lauter der gebieterische Schrei: Gebt uns Wahrheit, predigt uns von einem lebendigen Gott! Wir haben genug von aller Philosophie, von aller Abstraktion und Systemträumerei, wir leiden und zerschinden uns, unsere Seele dürstet nach frischem Wasser. O, zu schwer sind unsere Mühsale, als daß wir uns zufrieden geben könnten mit dem Gaukelspiele selbsterfundener Schattenfiguren — wir brauchen Speise, Kraft. Wir fragen euch, ihr Männer der Kirche: Gibt es einen lebendigen Gott? Ist es wahr, daß Christus ihn geoffenbart hat? Wo ist das Evangelium? O, begrabet es nicht unter den Mauern euerer Kirchen, nein, gebet es uns! Oder schweiget und ziehet eueren Pfarrock aus, wenn die Kunde des Evangeliums vom lebendigen Gott nichts als eine Täuschung mehr in der Welt bedeutet. Entweder — oder. Habt ihr uns etwas zu sagen, dann zaudert nicht, wir warten. Pflanzet es in unsere Seele hinein, daß wir's verstehen und aufnehmen, wirkliches Leben, wirkliche Speise, nicht Dogmen und Philosophien — oder dann betört uns nicht, verstummet und sterbet mit uns!

Ja, die Welt wartet auf den lebendigen Gott. Ihn allein hat sie nötig. Von ihm aus muß die Hilfe kommen. Welch große, herrliche Aufgabe für die Kirche! Noch nie war die Welt so reif für das Evangelium wie heute. Sind wir gerüstet, dem Verlangen zu begegnen? O, wie nötig ist's, daß wir das Alte von uns werfen und neue Menschen, neue Verkündiger werden! Von innen her, aus dem Geiste des Evangeliums, das wir haben. Was müssen wir tun, um den lebendigen Gott wieder zu finden?

VI.

Vor allen Dingen nicht ungeduldig verzagen, wenn wir die Antwort nicht mit einem Male erhalten. Vergessen wir es nicht: Tun können wir überhaupt nichts, empfangen müssen wir. Von Gott selbst empfangen, was uns fehlt. Wir haben neue Kräfte, neue Herzen nötig; nötig, daß wieder

aus der Tiefe unseres Geistes Leben aus Gott selbst sprudelt. Doch das können wir nicht machen. Diese Brunnen und Quellen gräbt Gott selbst auf. Aber ein Verlangen, einen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit sollen wir haben. Geistig arm, leidtragend, mühselig und beladen, sanftmütig, reines Herzens und friedfertig müssen wir sein. Suchende Menschen. Suchende, Bittende, Anklopfende. Unermüdlich, auch wenn wir vor lauter verrosteten Riegeln stehen, wenn auf unser Rufen und Anpochen nur der dumpfe Widerhall unserer eigenen Stimme antwortet. Geduldig, anhaltend, unverzagt. Berge von Jahrhunderte alten Schwierigkeiten stehen uns hemmend im Wege; es türmen sich uralte, heilige Mauern vor unserem Blicke. Gewohnheiten und verschlungene Sittenlabyrinthe aller Art führen uns in die Irre. Bittere Enttäuschungen starren uns auf Schritt und Tritt entgegen aus hohlen Augen. Es versteht uns niemand, wenn wir Gott suchen. Ach, wir selbst haben es ja lange nicht verstanden, daß er fehlt; immer und immer wieder glaubten wir ihn in den Falten unserer listigen Theologie und Frömmigkeit nachweisen zu können. Wie lange ging es doch, bis unserem Herzen nur der Unterschied zwischen der Wahrheit des lebendigen Gottes und menschlicher Theologie aufging, wie schwer fanden wir uns in die Aufforderung, Gottsucher zu werden! Sobald wir unser Streben in Worte zu kleiden suchten, um anderen verständlich zu werden, drängten sich längst verbrauchte Phrasen, fromme Schablonen, abgegriffene Redensarten zwischen uns und unsere Worte, um sie in ihre Formen zu pressen. Wir fanden keinen Ausdruck für das, was uns bewegte. Wie inhaltsleer erschien uns doch jahrelang der Ruf: Seid für Gott da! Nur allmählich, Schritt für Schritt ebnete sich der Weg durch das Dickicht hemmender Überlieferung — aber jetzt?

Liebe Freunde, nicht erlahmen! Harret aus! Kämpfet! Der Sieg ist uns gewiß. Während des Suchens geht eine Änderung mit uns vor. Wir werden innerlich frei. Wir werfen die Fesseln der alten Vorurteile und Gewohnheiten alle von uns. Unser Geist wird nüchtern, es imponiert uns das Treiben

nicht mehr, in dem wir stehen. Die bisherigen Mächte, Gewalten, Throne und Fürstentümer sinken vor uns in den Staub. Wir dienen ihnen nicht länger, wir leben nicht mehr des Wahnes, als seien sie Herrschaften von Gott eingesetzt, ewig und unerschütterlich. Nein, wir dienen keiner Macht, keinem Gedanken, keinem System, keiner Institution mehr. Wir füllen uns nicht mehr mit kirchlichem Bewußtsein und pfäffischem Hochmute. Wir werden einfache, bescheidene Menschen wie andere auch. Wir wollen nicht vor allen Dingen Pfarrer sein. Jede besondere Stellung, jedes priesterliche Ansehen, pfarrherrliche Privilegium wird uns in der Seele zuwider. Wir beanspruchen keinen besonderen Nimbus mehr für uns, am wenigsten den, der aus der Ausübung unseres Amtes fließen soll. Mit aller Macht kämpfen wir gegen die Lüge an, als gebe es einen geistlichen Stand, der die himmlischen Güter zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln habe, als wohne Gott in Tempeln von Händen gemacht, als seien ihm die Menschen in der Kirche, etwa beim Sakrament, besonders nahe. Wir machen aus der Tatsache vor niemandem Hehl, daß wir selber arme, gottsuchende Menschen sind, denen die gesamte Theologie und Bildung keinen Ersatz für ein verlorenes Leben zu bieten vermag. Wir wollen nicht mehr die Wissenden und Gebenden sein, nein, die ersten im Suchen und Hungern. Alle kirchliche und klerikale Abgeschlossenheit ist uns nichts weiter mehr als Heuchelei.

VII.

So kommen wir den Menschen wieder nahe. Und das ist das Erste, das Wichtigste. Erst muß das Mißtrauen in den Herzen unserer Mitmenschen schwinden, als wollten wir sie unter unsere geistliche Vormundschaft nehmen, dieses Mißtrauen, das die Pfarrer jetzt auf Schritt und Tritt verfolgt und alle ihre noch so gut gemeinten, harmlosen und ehrlichen Taten untergräbt. Erwerben wir das Zutrauen wieder durch die Wahrheit unseres Auftretens, gelingt es uns, den

Pfarrer und „Geistlichen" möglichst in den Hintergrund zu drängen, dann bekommen in diesem schlichten Verhältnisse zu den Menschen, sachte erst, aber allmählich stärker und sieghafter werdend, neue Gedanken, lebendige Wahrheiten die Oberhand. Die religiösen Phrasen verschwinden, es schwindet das gelangweilte und halbe Hinhören, wir dürfen wieder — vorsichtig erst und bescheiden — etwas von Gott sagen, ohne jene alles ertötende Ergebenheit in den Mienen unserer Zuhörer sich einstellen zu sehen, wie damals, da wir ihnen als Pfarrer und „Seelsorger" zu imponieren gedachten. Jetzt horchen sie wirklich, jetzt wagen sie auch ihre eigene Meinung zu sagen, weil sie nicht mehr fürchten müssen, den „Herrn Pfarrer" unangenehm damit zu berühren oder gar zu beleidigen. Und da in diesem ehrlichen Hin und Her von Rede und Gegenrede, wobei auch die entgegengesetztesten Auffassungen zum Worte kommen dürfen, leuchtet mancher Strahl wirklichen Gotteslebens in den Herzen auf; es wird wieder etwas wach, was lange geschlummert hatte, eine Ahnung, ein Gefühl, oder die deutliche Erkenntnis davon, daß Gott kein frommes Wort mit geprägtem Ausdrucke ist, sondern das Leben der Menschen, aus dem sie alle ihre Kräfte schöpfen, in dem sie weben und sind.

Und so auch auf der Kanzel. Wenn unsere Zuhörer merken, daß wir ihnen nicht von Amtswegen predigen wollen, sondern zu ihnen reden als die, die mit ihnen suchen, die ihre Schwierigkeiten verstehen und sie aufs lebhafteste mitempfinden, nicht wie so viele satte, von ihrer eigenen Weisheit durchaus überzeugte Prediger das Suchen der Zeit an ein paar festgeprägten und stets wiederkehrenden moralischen Gemeinplätzen abprallen lassen — dann sind sie wieder dabei. Nur nie als „Pfarrer" predigen, gespreizt und salbungsvoll, als müßte schon in der Stimme und in der Haltung etwas genuin göttliches hervorleuchten, nur nicht im Bewußtsein „der Verkündiger des Wortes Gottes" zu sein! Nur nicht immer die alten geistlichen Redewendungen und Gedankenentwicklungen, dieses vom Leben möglichst abgetrennte Lavieren zwischen religiösem und

moralischem Stoffe, diese falschen, gemachten Begeisterungen und Rührungen, diese Zudringlichkeiten alle, von denen der Zuhörer bis ins Innerste erkaltet, sich mit Widerwillen abwendet. Keine besondere Kirchensprache, weder die Sprache Kanaans noch die weinerliche eines gewissen Freisinns. Seien wir auf der Kanzel gerade das nicht, was wir so gerne sein wollen: Geistliche. Nein, schlichte, ehrliche Menschen. So kommen wir vorwärts. Schützt uns keine geprägte Sprache mehr, sind wir frei geworden von dem geistlichen Jargon, der zum Ornament unseres Amtes zu gehören schien, dann machen wir innerlich Fortschritte. Vielleicht im Anfange nicht sehr tröstliche, wenn wir nach Preisgabe des Offiziellen die Entdeckung machen, wie viel an unseren „begeisterten" und „überzeugungsgewaltigen" Reden bloße Suggestion aus anderen Quellen war, wie wenig wir eigentlich besitzen, sobald wir uns nicht mehr auf fremdes Eigentum verlassen wollen, — aber trotzdem unbestreitbare Fortschritte. Diesem Ernste um das eigene Selbst entspricht bald ein größerer Ernst um Gott, ein besseres, helleres Verständnis des Göttlichen.

Wir müssen uns den großen Gedanken beständig gegenwärtig halten, für Gott da zu sein. So unscheinbar, ja steril dieser Satz auch klingen mag, er birgt eine Fülle von Kräften in sich. Nicht durch dogmatische Erörterungen oder scharfsinnige Begriffsbestimmungen gelangen wir in das Leben Gottes, sondern dadurch, daß wir ihn immer wieder über alles stellen, nicht theoretisch, sondern praktisch, in bewußter und täglich ausgeübter Unterordnung unseres kirchlichen Amtes mit allen seinen Vorurteilen und Gewohnheiten unter die Tatsache, daß Gott lebt. Wir müssen alles sozusagen als 2. Grades betrachten, was nicht er ist, uns von allen Dingen, Personen, Verhältnissen, von uns selbst innerlich ganz frei machen. Für keinen „Zweck" mehr, und wäre er der lauterste, unseren Geist gefangen nehmen lassen. Über allem: Kirche, Protestantismus, Partei, stehen und alles in seiner relativen und ephemeren Bedeutung auffassen.

So führen wir uns selbst und unsere Gemeinden allmählich

aus der dumpfen Niederung bloßer kirchlicher und frommer Interessen zur Höhenluft großen und reinen Empfindens für Gott empor. Eine Menge von Nichtigkeiten, für die wir früher mit dem ganzen Feuereifer unserer Seele eingestanden, verlieren ihren Reiz, alle die überflüssigen und doch an unserem Leben zehrenden Triebe, die uns bestimmt und durchdrungen, sterben ab. Es sammeln sich die Kräfte der Seele immer mehr auf einen Punkt. Gott bekommt Raum. Je mehr wir, auch ohne deutliche Erkenntnis seines Wesens, ihn zu Ehren bringen wollen, indem wir mit der Kirche nicht mehr Götzendienst treiben und unser ganzes kirchliches Wirken ihm gegenüber als totale Nebensache ansehen, desto kräftiger kommt sein Leben zur Entfaltung. Es ist ja immer da, nur kann es nicht in die Erscheinung treten, solange wir ein anderes Bewußtsein haben als das für Gott. Darauf kommt alles an. Entweder haben wir redlichen Ernst um Gott — und dann wachsen wir von selbst immer tiefer in sein Leben hinein, oder wir dienen, mitten vielleicht in salbungsvoller und „gesegneter" Tätigkeit, einem frommen Götzen, — so bleibt Gott verborgen, wie sehr wir auch unsere Begeisterung für ihn von der Kanzel auf die Menschen ergießen.

Niedergerissen, von innen her durch die Wiedergeburt unseres Geistes durchbrochen müssen die kirchlichen Schranken werden, soll unser Wort neue Kraft gewinnen. Es darf keine Kirche als Wächterin und Pächterin des Gottesglaubens mehr geben, keine Priester als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, keine mit geheimnisvollem Segen ausgestatteten Kultushandlungen. Das alles muß durch unsere eigene Energie für die Wahrheit eine ganz andere Schätzung im Urteil der Menschen erhalten. Wir wälzen den Stein von dem Grabe, aufwachend aus langem Schlafe und neues Leben zur Offenbarung bringend. Wir wollen nicht mehr Kirchenmänner, sondern Gottesmänner sein. Und so wird Gott selbst, nachdem die kirchlichen Hüllen gefallen, die sein Evangelium bedeckt, wieder eine öffentliche Frage. Keine Kirchenangelegenheit, sondern eine Angelegenheit der Welt. Und das Evangelium

nicht ein frommes System für andächtige Seelen, nein, Geist, Kraft, notwendiges Element des menschlichen Lebens.

VIII.

Was für eine Form dabei die Kirche gewinnen soll, das ist Nebensache. Auf die Form kommt es nicht an. Und eine Form niederreißen, bevor von innen heraus frische Triebe emporwachsen, ist töricht. Nicht das ist die Hauptsache, daß wir da und dort in gutgemeinten Reformvorschlägen der Kirche am Zeuge flicken, sondern daß der Geist Gottes wieder Macht in uns gewinne. Aus seiner eigenen plastischen Gestaltungskraft wird er dann von selbst die passende Form erzeugen und zum lebendigen Inhalte fügen. Nur da wo offenbare Lüge sich breit macht, haben wir schon heute die Pflicht dagegen aufzutreten. Es ist zum mindesten fraglich, ob wir nicht schon jetzt gegen die gesamte Sakramentsverwaltung und gegen die Kasualien Stellung zu nehmen haben, auf dem Lande so gut wie in der Stadt. Es ist und bleibt eine dem Evangelium ins Gesicht schlagende Lüge, daß das Predigtamt dem privaten Zwecke — wobei ganz anderes wichtig ist als sein Wort — dienstbar gemacht werden soll. Es fragt sich sehr, ob es nicht einen schweren Schaden für das Evangelium bedeutet, wenn wir von den Leuten fast nur fürs Sterben „gebraucht" werden. Und die kirchliche Einsegnung ist heutzutage jedenfalls in den großen Städten, in welchen kein inneres Band zwischen Pfarrer und Gemeinde besteht, ein Unding, ein bloßer Mechanismus, bei welchem der Pfarrer meistens eine sehr fragwürdige und traurige Rolle spielt. Unser Wort gehört nicht in die privaten Zwecke der Menschen, es sei denn, daß dieselben vom Geiste der Gesamtheit, für die wir da sind, getragen werden. Wo dieser Gemeindegeist fehlt, ist unser Wirken an dem einzelnen nicht christlich, sondern heidnisch.

Ist ferner das Konfirmationsgelübde nicht etwas, das durch seine Unwahrheit je länger je mehr Anstoß und Spott erweckt? Warum soll diese aus früheren Zeiten überlieferte

Form nicht dahinfallen? Ist es nicht hohe Zeit, daß die sogenannten Nottaufen und die private Darreichung des Abendmahles verschwinden? Sind sie in den meisten Fällen etwas anderes als Aberglauben? Und ist es nicht pfäffisch, diesem Aberglauben immer wieder Vorschub zu leisten? Haben wir nicht das Gefühl, daß auch die Taufe in der Kirche, wie das Abendmahl von sehr fragwürdiger Bedeutung geworden sind? Ist es nicht nötig, hierin Wandel zu schaffen, vor allem durch kräftiges, aufklärendes, immer wieder das Eine, worauf es allein ankommt, hervorstellendes Wort? Wenn ein Apostel Paulus ausruft: „Christus hat mich nicht gesandt zu taufen", wer sind wir, die wir eine zur kirchlichen Sitte gewordene Übung der ersten Christen mit dem ganzen Aufwande heiliger Entrüstung verteidigen nur darum, weil die Kirche diese Übung — unberechtigter Weise — zum „Sakrament" erhoben hat? Und wenn es erwiesen ist, daß unsere heutige Abendmahlsfeier nichts zu schaffen hat mit der ursprünglichen, warum wollen wir denn an ihr in einer Weise hartnäckig festhalten, daß wir jeden, der gegen den jetzigen Abendmahlsmechanismus auftritt, als Schänder des Heiligtums brandmarken, deshalb, weil unser kirchliches Publikum — in seinem irrgeleiteten Unverstande — so große Stücke darauf hält? Wissen wir denn nicht, daß das gegenwärtige Abendmahl eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den heidnischen Mysterien der ersten Jahrhunderte hat, ja zum Teil sogar aus denselben hervorgegangen ist? Wozu denn diese Geheimnistuerei, als handle es sich um eine göttliche Sache, während wir vielmehr dem gegenteiligen Gedanken Raum geben sollten, daß jedenfalls zum Beispiel ein Paulus in dem, was wir Abendmahl nennen, eher eine Lästerung des Herrn Jesu, als eine „Verkündigung seines Todes" erblickt haben würde. Was hat es noch für einen Sinn, daß wir seine ernsten Worte über „würdigen Abendmahlsgenuß" in unserer Liturgie verlesen?

Liebe Amtsbrüder, es ist sehr die Frage, ob das Abendmahl heute nicht unter das Gericht der Worte in Jes. 1. fallen würde: „Was soll mir die Menge euerer Opfer . . .

Wenn ihr kommet zu erscheinen vor meinem Angesicht, wer fordert solches von eueren Händen? Bringet nicht mehr vergebliches Speisopfer . . . und wenn ihr euere Hände ausbreitet, verhülle ich meine Augen vor euch, und ob ihr auch noch so viel betet, höre ich doch nicht, denn euere Hände sind voll Blut." (Jes. 1, 11 ff.)

Jeder handle in diesen Dingen nach seinem Gewissen. Vor allem nicht nach der Rücksicht und Furcht vor den Menschen. Ist ihm eine Zeremonie zur inneren Unmöglichkeit geworden, so rede er in Gottes Namen dagegen. Wer will ihm wehren? Die Reformatoren haben es nicht anders gehalten. Und wo einer um des Gewissens willen es tut, da sollen ihn die anderen gewähren lassen. Unsere Kirche steht und fällt nicht mit ihren Sakramenten und Zeremonien, sondern ganz und gar allein mit dem lebendigen Gott. Wer des Glaubens ist, ein Pfarrer, der gegen die Zeremonien der protestantischen Kirche auftritt, gehöre nicht mehr in ihren Verband, ist ein wunderlicher Protestant, — von seinem Christentum zu schweigen. Gedachte doch auch ein Luther nicht aus der Kirche zu treten, deswegen, weil er — wahrlich in noch ganz anderer Weise — ihre Institutionen angegriffen. Und die Kirche, die das nicht verträgt — unsere gegenwärtige protestantische scheint in der Tat schon auf diesem Nullpunkt des Lebens angekommen zu sein — brandmarkt sich selbst als abgeschieden aus der Gemeinschaft mit dem Gott des Lebens und der Wahrheit.

IX.

„Und unsere kirchlichen Parteien, unsere verschiedenen Richtungen, Standpunkte und Anschauungen? Können wir die ohne weiteres aufgeben, wie du es von den Pfarrern zu fordern scheinst? Ist nicht alles Ansicht und Anschauung — und muß es nicht so sein? Hat sich nicht von jeher die Wahrheit in verschiedener Färbung geltend gemacht, dem Regenbogen vergleichbar, der in siebenfachem Farbenspiel sich zu um so schönerem Ganzen zusammenwebt? Gibt es eine

ungeteilte Wahrheit, ist nicht jedem von uns, sei er nun orthodox oder freisinnig, sein Standpunkt Gewissenssache? Wie sprichst du denn gegen die Dogmen, Lehren und Meinungen der Kirche, die doch alle eine aus dem Geiste selbst geborene Notwendigkeit für ihre jeweiligen Bekenner waren?"

Demgegenüber ist einfach zu sagen, daß zwischen Gott und Gedanken über Gott ein fundamentaler Unterschied besteht, daß der lebendige Gott kein Dogma ist. Hier liegt der entscheidende Punkt. Wir glauben alle an Gott, so oder anders. Aber jedem von uns ist er eine wirkliche Größe, nicht eine bloße menschliche Abstraktion. Wir sind überzeugt, daß er — wie auch immer — sein eigenes Leben lebt, nach eigenen Impulsen handelt. Wir leben und weben und sind in ihm, nicht er in uns. Meinungen über Gottes Wesen und Eigenschaften hat es natürlich von jeher in bunter Fülle gegeben — eben das, was wir Dogmatik nennen — deswegen halten wir doch dafür, daß Gott selbst neben und über aller Dogmatik etwas für sich ist, wahrscheinlich etwas unvergleichlich anderes als die Dogmatik sich vorstellt. Es ist klar, daß sich der Mensch irgend welche Vorstellungen und Gedanken über Gott bilden muß. Philosophie und Theologie sind als Versuche des Menschengeistes, sich das „oberste Wesen" zu denken, sogar recht notwendig, indem sie das Denkbare vom Undenkbaren trennen und vor wilden Verirrungen des Geistes bewahren. Ganz etwas anderes ist aber die unbestreitbare Einsicht, daß Gott selbst nicht mit dem identifiziert werden darf, was Philosophie oder Theologie über ihn aussagen. Sonst wäre er nichts anderes, als eine philosophische oder theologische Abstraktion, ein Gedankengötze, nicht der lebendige Gott, wie das Ritschl so schön und kraftvoll gegen die Anmaßung der christlichen Dogmatik geltend gemacht hat. Mögen auch alle unsere Aussagen über Gott bestreitbar sein und insofern nie dem Ideal der Wahrheit entsprechen — die Tatsache, daß wir trotzdem an ihm selbst festhalten, ist das entscheidende, nicht die Art, wie wir ihn uns vorstellen. Gott lebt, Gott ist ein selbständiges Wesen: darin liegt unendlich mehr, als in aller Dogmatik. Und darauf

allein kommt es an. Diese Wirklichkeit Gottes ist es, was Jesus im Leben und Sterben zur Offenbarung gebracht hat. Nicht, daß wir eine christliche Lehre haben über Gott, Jesus, den heiligen Geist, über Versöhnung, Erlösung, Rechtfertigung und Gnade, ist die Frucht seiner Erscheinung unter den Menschen, sondern daß uns mit der Person Jesu unzertrennlich das Bewußtsein vom lebendigen Gott gegeben ist.

Jeder Streit über Jesus ist verderblich. Wie wir seine Gottessohnschaft „aufzufassen" haben, können wir nicht bestimmen, solange wir nicht in der Atmosphäre leben, innerhalb welcher diese Frage einzig verstanden werden kann: in der göttlichen. Was wissen wir doch über sein Verhältnis zum Vater, wir, die wir zwischen uns und Gott die Gebilde unserer armseligen Dogmatik stellen! Erst müssen wir selber wieder ein lebendiges Verhältnis zu Gott haben, bevor wir ohne lächerliche Selbstüberhebung daran denken können, Jesu Stellung zu ihm zu „untersuchen". Alles was unsere Theologie bis zum heutigen Tage darüber zu behaupten gewußt, ist trotz aller redlichen Arbeit eitel Unverstand, gut genug, um denen zu verdienen zu geben, die davon leben müssen. Was weiß doch die Theologie von Gott, was weiß sie von dem ewigen Leben, das Jesus als das Element seines Umganges mit Gott geltend gemacht hat? Aber eines wissen wir, weil es uns das Evangelium Jesu mit aller wünschenswerten Deutlichkeit offenbar gemacht hat: daß es sich um die Geltung, das Reich Gottes unter den Menschen handelt, seitdem Jesus seine Taten in ihrer Mitte vollbracht. Sein ganzes Wirken kann in das eine Wort zusammengefaßt werden: „Geheiligt werde dein Name!" Jesus ist für uns nichts anderes, als der lebendige Gott inmitten der Menschen. Jesum verstehen, heißt vom Geiste Gottes getrieben werden. Versöhnung, Erlösung, Gnade, Seligkeit sind nichts als die Strahlenbrechungen des göttlichen Lichtes im Menschenherzen. Nicht wie Gott ist, sondern daß er durch die Verkündiger des Evangeliums sein Reich bauen will auf Erden, der Bitte gemäß: dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie

im Himmel, ist die ursprüngliche Erkenntnis des Heilswerkes Jesu.

Und erst als die Christenheit die Energie im lebendigen Gott verloren, kamen die Dogmen und Lehrmeinungen als maßgebende Instanzen auf, die noch eben in dem verzehrenden Fanatismus, der von ihnen ausging, einen freilich ins Höllische verkehrten Eindruck von der Kraft des verlorenen Evangeliums zurückließen. In der infernalen Unbedingtheit der späteren kirchlichen Dogmen und Satzungen spiegelte sich die göttliche Unbedingtheit der Person Jesu: die Herrschaft des lebendigen Gottes.

Sobald wir diese Herrschaft wieder in unserem Herzen beleben, verstehen wir es auch wieder, daß wir trotz aller verschiedenen Lehrmeinungen doch eine einheitliche Gemeinde zu bilden vermögen. Aber eben nur so — anders niemals. Alle diese Versuche, die namentlich vom Vermittlertum, dessen Stunden hoffentlich gezählt sind, ausgegangen sind, die Auffassungs- und Richtungsdifferenzen in „religiös-sittliche" Weißnichtwas zu verwandeln, die weder Fisch noch Fleisch sind und die die göttliche Realität in ein graues Nebelmeer von Stimmungen und subjektiven Bekenntnissen einhüllen, sind gründlich und für immer gescheitert. Religiös-sittliche X sind allerdings nicht ein gemeinsames Band für die verschiedenen Meinungen und Standpunkte. Da sind doch die Differenzen und Gegensätze in ihrer schroffen Härte unendlich wahrer und wohltuender. Sicherlich: wenn mir die Wahl gestellt würde zwischen einem altorthodoxen Dogmatiker nach der Art eines Calov oder Quenstedt und eines neuchristlichen Religiös-sittlichen, ich wüßte, was ich zu wählen hätte ohne Besinnen und Zaudern. Wir dürfen im Suchen nach einer gemeinsamen Wahrheit nicht unter die Differenzen hinabsteigen in den Frieden der Kirchhofruhe, sondern müssen über sie hinauswachsen in ein neues lebendiges Wesen.

Und das haben wir, sobald wir ernst mit Gott machen, die Energie für ihn wieder in unseren Herzen beleben. Eins werden in demselben Eifer, derselben Hingabe an Gott, einig

auf diesem so eminent praktischen Gebiete, einig nicht im Dogma, nicht in schönen Stimmungen, sondern in dem Bewußtsein, gemeinschaftlich von Gott gehalten und getragen zu sein, einig in der Abwerfung aller untergeordneten Werte und Wertschätzungen, einig in der schweren aber großen Aufgabe, für Gott da zu sein, für seine Herrschaft und Geltung unter den Menschen, nicht für seine uniforme Auffassung im Gedankenbau fehlerhafter Systeme, in der unbedingten Liebe zu ihm von ganzem Herzen, ganzem Gemüte und allen Kräften, wie Jesus sie ausgeströmt — das müssen wir werden. In dieser Einheit gehören wir zusammen zu geschlossenem Wirken, in ihrer Kraft werden wir wieder Taten vollbringen. Und so dürfen wir an die Lösung der sozialen Frage herantreten.

Neue Aussichten.

I.

Emporstrebend zur Warte des lebendigen Gottes bekommen wir andere Augen, eine andere Gesinnung, eine neue Wertung der sündigen Welt. Wir stehen nicht mehr in der Niederung, wo uns aus unmittelbarer, beängstigender Nähe das Wirrsal der Menschen hartkantig und unüberwindlich entgegenstarrte. Wir sind nicht mehr von all den tausend Fragen und Rätseln eingeengt, die des Lebens peinlicher Kampf in beschränktem Raume mit sich bringt. Nicht den häßlichen Einzelheiten, die das Gemenge der Welt erzeugt, entnehmen wir mehr die Maßstäbe unserer Beurteilung der Menschen, — nein, der „Sünde" treten wir mit einem einheitlichen, einfachen und großen Worte gegenüber: Liebe.

Auf dem Standpunkte Gottes stehend, da wo uns Jesus hingestellt hat mit dem Worte: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," (Matth. 5, 48.) bekommen wir auch die Gesinnung Gottes gegen die Menschen. Hinter allem Bösen erscheint unserem geläuterten Blicke eine vom Bösen unberührte Welt, die Welt der letzten Wirklichkeiten, in denen es sich nicht um verkümmerte, verdorbene Existenzen handelt, sondern um den Menschen selbst im Lichte der Ewigkeit. Und in unseren Herzen steigt Kraft empor, — die wir bis dahin so schmerzlich vermißt — die Kraft, trotz alles Bösen, das sich in wildem Andrang um uns dahinwälzt, Besonnenheit, Verständnis, Geduld zu bewahren, die Kraft der alles glaubenden, alles hoffenden, alles duldenden Liebe.

Im Lichte dieser göttlichen Liebe, aus welcher uns nun in ganz neuer Gestalt Jesus Christus entgegentritt, den wir erst jetzt zu verstehen anfangen, wird alles einfach, klar, hell. Die furchtbaren Rätsel des Lebens mit ihren Schmerzen und Verzweiflungen erschüttern uns nicht mehr. Das falsche Mitleid so gut wie der falsche Zorn; die leidenschaftliche Aufregung auf der einen Seite, die stumpfgewordene Härte auf der anderen, verlassen uns. Wir werden ruhig und zuversichtlich. Nicht in unbekümmerter Gleichgültigkeit, sondern im siegesfrohen Glauben, in lebendigster Hoffnung, in der herzlichen Bereitwilligkeit, die Schrecklichkeiten alle, denen wir früher so gerne durch fromme Selbstentschuldigungen aus dem Wege gegangen, jederzeit auf uns zu nehmen und zu dulden. Wir sind nicht mehr hin und her geworfen auf dem Wellenspiel eines unübersehbaren Meeres, wir kennen seine Grenzen, die Felsenkämme, an denen sich „brechen seine stolzen Wellen". Verzagen oder vertuschen — die beiden Pole unserer bisherigen Stellung zum Bösen — hören auf. Wir gehen mitten in den Sumpf der menschlichen Laster hinein und lassen alle die erschütternden Augenblicke, die die Herrschaft über versklavte Menschenseelen in betäubender Abwechslung durch unsere Herzen peitscht, das Stöhnen der Verlorenen, den Schrei der Verzweifelten zu uns reden. Wir nehmen die Last eines auch vor dem Ärgsten nicht zurückbebenden Mitleidens auf uns und wollen vor allen Dingen tragende Menschen sein, nicht verurteilende oder in hastiger Eilfertigkeit helfende — nur um uns die Last von der Seele zu wälzen.

Wir verwirren die Gewissen nicht durch wohlfeile Entschuldigungen und Beschönigungen, wir mindern den Ernst des Bösen, wie er sich dem Sünder selbst zu schmecken gibt, nicht herab; wir gehören nicht zu jenen leidigen Tröstern, hinter deren Wort eine nur um so größere Verzweiflung einherschreitet, die da sagen: bös ist gut und gut ist böse; die Finsternis für Licht und Licht für Finsternis erklären; die Bitteres süß und Süßes bitter nennen! (Jes. 5, 20.); die im Namen der Wissenschaft den Gegensatz von gut und bös als eine

bloße Einbildung törichter Vorurteile geltend zu machen suchen und an die unmögliche Aufgabe herantreten, das Böse aus der Welt wegzudisputieren. Nein, es gibt ein Gewissen, eine Schuld, mag auch die Wissenschaft — ach die Wissenschaft, die so wenig wirklich weiß und gerade immer die Hauptsachen nicht — ihr Dasein leugnen. Um so schrecklicheres wissen alle die von ihnen zu erzählen, die, von den trügerischen Stimmen dieser Afterweisheit verführt, den Reiz des Bösen in tändelndem Leichtsinn ausgekostet, bis der lachende Hochmut unter den Martern der Reue zusammengebrochen. Das wissen wir, wie sehr sich auch zuweilen unser menschliches Empfinden aufbäumt gegen das Verhängnis, welches sich in der Verkettung der menschlichen Sünde offenbart, wo einer allein oft die ganze Schwere der Fehler und Torheiten zu tragen bekommt, die andere ohne eigenen Schaden zu nehmen — so will uns scheinen — mit verschuldet haben. Wir verstehen es nicht, Schuld und Strafe restlos gegeneinander abzuwägen, gar manchmal vermag unser Verstand nicht hinabzuzünden in die verschlungenen Rätsel, wenn zum Beispiel die Verführten den ganzen Leidenskelch leeren müssen, an dessen Rande nur die Verführer genippt. Im Innersten ergriffen stehen wir vor allen jenen harten Ungerechtigkeiten des Lebens, um deretwillen die erbitterte Ungeduld der Weltweisheit ihre leidenschaftlichen Lästerungen, ihr verzweifeltes Hohngelächter über das „Dasein eines gerechten und gütigen Gottes" ausschäumt.

Aber wenn es uns auch nicht vergönnt ist, den Zusammenhang zwischen Gericht und Schuld in jedem einzelnen Falle herzustellen — in vielen liegt er so erschütternd klar vor Augen, daß sogar jenes Hohngelächter für Augenblicke verstummt — so zeigt sich unsere Aufgabe an den Sündern gerade da am hellsten, wo die Weisheit der Lästerer und Ankläger in die Brüche geht: im Ruin des Gefallenen. Wir glauben gerade da, wo andere fluchen, hoffen, wo andere jede Hoffnung mit Füßen zertreten, dulden, wo die ganze Hölle auf uns einbricht. Denn unsere Aufgabe ist die Liebe. Sie allein. Die Liebe aber unterscheidet nicht, teilt nicht ein, stellt keine Be-

dingungen und will nichts von Schuld und Sühne wissen — darum, weil sie dieselben auf sich selbst genommen hat. Schuldvoll ist das Gewissen des Sünders — eben deswegen müht sich die Liebe um ihn. Vorwürfe, schonungslose, aus den innersten Falten der Wahrheit hervorbrechende Vorwürfe macht sich der Lasterhafte genug — eben deswegen macht die Liebe gar keine. Strafpredigten hält der Sünder sich selbst, darum predigt die Liebe nicht. Sie hat nur eine Aufgabe: Alles glauben, alles hoffen, alles dulden, und gerade da am meisten, wo Menschenweisheit und -kraft nichts mehr glaubt und hofft. Die Liebe vertuscht das Böse nicht und wehrt seine Folgen nicht ab, aber sie gibt nicht auf mitten im Bösen, sie sieht immerdar nur das, was hinter dem Bösen nicht böse ist. Sie sieht Gott in seinem Erbarmen mitten in den Flammen der Hölle. Und sie weiß, daß auch diese Flammen schließlich nur „zum Besten dienen müssen".

Sie ist nur scheinbar hart, wenn sie den Sünder unter das Gericht ihrer Wahrheit stellt, gerade wie das Erbarmen der Welt, das dieses Gericht mit allen Mitteln abzuwenden sucht, nur scheinbar weich ist. Jenes Gericht ist wahre Milde, dieses Erbarmen versteckte Härte. Die Wahrheit bessert und heilt, während unwahres Mitleid gegen eine momentane Wohltat ein langes, verzweifeltes Leben eintauscht, in welchem die verhaltenen Selbstanklagen doch noch hervorbrechen. Es hilft nur äußerlich und verlacht die nach kurzem Rausche aufwachende Reue als Schwäche und Undankbarkeit. Weltliches Erbarmen mit seinem gleißenden Scheine ist grausam und tückisch. Das göttliche Erbarmen führt durch schwere Wege zu bleibendem Heile. Es ist Liebe, jenes Ohnmacht.

II.

Liebe allein! Verstehen wir das, meine Amtsbrüder? Oder ist es nicht vielmehr unser Verhängnis, daß wir, eingekeilt in den Gegensatz von gut und böse, zu keiner freien und wahrhaften Betätigung unserer Aufgabe in der

Mitte der Menschen kommen, von dem Vorurteil geblendet, als müßten wir für das Gute, das Brave, das Ehrbare, das Tugendhafte sorgen und vor dem Bösen warnen? Ist es nicht so, daß wir uns als die Wächter der Tugend, die Ankläger des Bösen betrachten und aufführen, die Menschen ermahnen, als wäre das Evangelium eine bloße Moral, eine Anweisung zum „gottwohlgefälligen Leben"? Das aber eben ist es, was unsere Predigt so unwirksam, so unwahr, so ungöttlich macht. Nicht die „angeborene" Unlust des Menschenherzens, die „Wahrheit" zu hören, hat unserer Verkündigung vielfach gerade die regsamsten Glieder der Gemeinde entzogen, nein, an uns selbst liegt der Fehler. Das Evangelium von Jesus Christus, in welchem sich der lebendige Gott geoffenbart, steht total anders in der Welt, als wir mit unserer Predigt.

Wir Pfarrer sind ganz einfach die Pharisäer im christlichen Gewande, während das große Wort von der rettenden Sünderliebe des Heilandes fast vollständig aus der Christenheit verschwunden ist. Nur noch als Aushängeschild unserer christlichen Anstalten und „Liebeswerke" spielt die „Sünderliebe" eine Rolle; aber aus den Sitten und Anschauungen, dem praktischen Verhalten der Christen ist sie bis auf wenige leuchtende Ausnahmen getilgt. Die Christen — und namentlich die Pfarrer — sind stachlige Dornen geworden, an denen sich jedermann vorbeidrückt; am liebsten haben die Menschen gar nichts mit uns zu tun. Sie fühlen sich unter unseren zudringlichen Blicken ja doch nur verurteilt. Überall wo der „Herr Pfarrer" hinkommt, sucht man ihn mit gefälligem Scheine zu umgeben, heuchelt man Moral und tugendhaftes Streben, Gottseligkeit und Ehrbarkeit, nur damit er zufrieden gestellt werde und nichts merke — hinter seinem Rücken darf man sich dann wieder allerlei erlauben. Kinder werden von ihren Eltern durch die Erinnerung an den Pfarrer erschreckt, Schüler von den Lehrern — vornehmlich auf dem Lande, wenn dem Lehrer die Pädagogik ausgegangen ist. Es ist ein beständiges Versteckspiel, ein Äffen und Geäfftwerden, bei

dem der Pfarrer wahrlich keine sehr beneidenswerte Rolle spielt. Man lügt uns auf Schritt und Tritt an. Das aber kommt von der unmöglichen Stellung, die wir haben — unmöglich und ungöttlich. Es ist ja gar nicht möglich, Tugend und Moral durch Ermahnungen und Predigten zu erzeugen. Zum Guten gehören lebendige Kräfte; es ist gleichsam nur der Exponent des Lebens. Gutes, abgesehen und losgetrennt vom Leben, mitten in einer Umgebung pflanzen zu wollen, die von den elementaren Leidenschaften der Selbstsucht entflammt wird, ist eine von vornherein aussichtslose Unternehmung, die höchstens eine äußerliche Ehrbarkeit zu erzeugen vermag bei solchen, welche durch ihre Erziehung von selbst dahin geleitet wurden, während sie daneben vermöge ihrer Aufdringlichkeit und Unduldsamkeit eine Kruste der Heuchelei um die Herzen webt, hinter welcher das Böse doch seinen nur wenig gehinderten Fortgang nimmt.

Die einseitige moralische Orientierung der protestantischen Kirche hat es zum großen Teile auf dem Gewissen, daß unser ganzes gesellschaftliches Leben durch und durch verheuchelt ist. Wohin es der Pharisärismus wieder einmal gebracht hat, das sehen wir an unserer Gesellschaft mit ihren christlichen und moralischen Redensarten und ihrem ganz und gar unchristlichen und unmoralischen Verhalten. Die bloße Moral erzeugt nie etwas anderes, als moralische Gemeinplätze, hinter denen sich — oft beschützt und unsichtbar gemacht durch sie — nur um so schamlosere Praktiken verbergen. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, diese Wahrheit im einzelnen nachzuweisen. Der Zustand unserer Gesellschaft spricht laut genug. Wenn wir heute uns entsetzen über die wilde Mammonssucht auf der einen Seite, über die Laster und Schandtaten auf der anderen, über die Habgier der Großen und den Materialismus der Kleinen, die Leidenschaften alle, die an unserem Volkskörper nagen, so dürfen wir uns der Einsicht nicht länger verschließen, daß unsere eigene Moraltreiberei, unser besinnungsloses Einhauen auf die „Sünden der Welt" mit seiner bequemen Verständnislosigkeit für die Nöte und Verlegenheiten

derer, die wir mit unserem scharfen Worte treffen, an diesem Zustande schuld ist.

Nichts ist so bequem, wie die Moral mit ihren stets fertigen Urteilen — aber auch nichts so grausam. Die Moral, die von jedermann einen musterhaften Lebenswandel verlangt, unbekümmert darum, daß die einen es leicht haben, tugendhaft zu sein, während andere in ihrer Lage von wahrhaft höllischen Versuchungsmächten umgeben sind. Moral treibt jedes feinere Empfinden aus, macht hart und schonungslos; Moral ist selbst eine Welt der Ungerechtigkeit, so sehr sie auch immer gegen die Ungerechtigkeiten alle eifert, die ihrem scharfen Auge sich präsentieren. Und moralisches Eifern hat schließlich doch nur die äußeren Folgen der Sünde im Auge, unvermögend tiefer hinabzusteigen, weil es da gar oft Gelegenheit bekäme, sein vorschnelles Urteil zu korrigieren und eine Anschauung zu lernen, der gegenüber man mit den Kategorien der Moral nicht auszukommen vermag. Oder ist es nicht so, daß die Moral im Grunde nur das tugendhafte Verhalten und Betragen vor den Menschen meint, wenn sie von Tugend und Ehrbarkeit spricht? Ist es ihr um etwas Höheres zu tun, als daß alles glatt und einfach verlaufe und keine schweren Probleme und Ausnahmen die behäbige Ruhe ihrer Philisterwelt störe? Ach, sie wagt es nicht, hinter den landläufigen Gegensatz von gut und böse zu blicken, in der wohlbegründeten Angst, sich dabei selbst aus sicheren Positionen in ein Meer ungelöster Fragen zu stürzen. Nein. Sie muß doktrinär sein. Sie muß die Menschen an einem geraden Lineale messen, sie muß das wirkliche Leben mit seinen rätselhaften und überraschenden Wendungen nicht sehen wollen. Sie ist die hohe Schule des Pedantismus. Alle verknöcherten Seelen sind moralisch.

Und diese Moral, liebe Amtsbrüder, ist der Geist unserer Verkündigung!

Wir sind — analog den jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäern — bloße Gesetzesprediger geworden, welche die großen Heilstatsachen des Evangeliums, die den Forderungen der christlichen Moral zugrunde liegen, gegen diese Forderungen

ganz und gar zurückgestellt haben. Das ist ja immer so, sobald der Geist dem Buchstaben weicht. In unserer ausschließlich moralischen Orientiertheit spiegelt sich nichts anderes, als die Armut unseres Geistes, unsere Verlassenheit von allen lebendigen Impulsen, wie sie im ursprünglichen Evangelium flossen. Dazu kommt, daß die Notwendigkeit, unsere Texte aus der Bibel zu schöpfen, uns immer wieder in dem, von der Wirklichkeit gänzlich widerlegten Vorurteil erhält, als ständen wir geschlossenen Gemeinden gegenüber, wie dies bei den Aposteln der Fall war. Gerade in der apostolischen Literatur erblicken wir das Muster für unsere Moralpredigten; wir berufen uns zu ihrer Verteidigung gerne auf die zahlreichen apostolischen Ermahnungen zu einem sittlichem Leben. Dabei aber vergessen wir nur den entscheidenden Unterschied zwischen dem Wirken der Apostel und dem unserigen. Während nämlich die Apostel das Walten des heiligen Geistes innerhalb der Gemeinden, an welche sie sich wenden, ausdrücklich voraussetzen, in dem Sinne, daß ihre Ermahnungen nichts anderes sein sollen, als die Einschärfung von Geboten, die aus dem Besitze des heiligen Geistes fließen, können wir, wie gesagt, von Gemeinden, denen unser Wort zur Erbauung im Geist und in der Wahrheit diente, nirgends mehr reden — auch auf dem Lande nicht. Was wir Gemeinde nennen, ist etwas ganz anderes, als was die Apostel darunter verstanden, nach Inhalt und Form, so daß es durchaus fehlgegriffen ist, wenn wir, um unserer Wirksamkeit den Eindruck der Geschlossenheit zu verschaffen, von unseren „Gemeinden" im biblischen Sinne reden. Wir haben keine Gemeinden, an welche wir die Gebote des christlichen Glaubens ohne weiteres zu richten vermöchten. Darüber kann man sich gar keinen Illusionen hingeben.

Ist dem aber so, dann ist auch unsere Gewohnheit, die Zuhörer in der Kirche mit den apostolischen Mahnworten zu traktieren, ein äußerst bedenkliches Unternehmen, das nur in den seltensten Fällen ohne traurige und verhängnisvolle Verblendung auf seiten der Prediger wie der Zuhörer ablaufen

kann. Der erstere vergißt das totale Quiproquo, das er vor sich hat, die letzteren vermögen es nicht, sich in die Menge hochgespannter und übertriebener Zumutungen, als welche ihnen nun die Predigt erscheinen muß, zu finden. Das ist wieder ein Grund — und zwar ein Hauptgrund — weshalb Predigt und Leben so wenig gemeinsames haben, weshalb wir uns Sonntag für Sonntag abmühen, ohne doch mehr als vorübergehende und oberflächliche Erfolge zu erzielen. Wir predigen in der doktrinären Voraussetzung — wie sie namentlich Schleiermacher uns eingeimpft — als seien unsere Zuhörer Christen von der Beschaffenheit derjenigen der apostolischen Gemeinden, wo wir doch ein höchst seltsames Gemisch aller möglichen und unmöglichen Standpunkte, die sich unter der Kanzel zusammenfinden, zu bedienen haben. Wo Geist und Leben eine Gemeinde desselben Glaubens durchdringt, da ist es natürlich höchst angebracht, auf Betätigung dieses Lebens zu dringen, da hat die christliche Moral ihr normales und fruchtbares Wirkungsfeld. Wo aber diese Grundbedingung fehlt, ist auch jedes Moralisieren verfehlt, weil es gerade das übersieht, was doch erst jeder Ermahnung Sinn und Verstand gibt: die Möglichkeit, die Kraft der Ausführung.

Hier muß der Hebel angesetzt werden, wollen wir aus der bösen Situation herauskommen, in die wir durch gedankenloses Ausruhen auf der Bibel geraten sind. Zurück zum ursprünglichen Evangelium Jesu Christi, ist hier vor allem die Losung.

III.

Wir leben sozusagen in Jesuszeiten. Auf der einen Seite totale Auflösung des Bestehenden, auf der anderen heißes Verlangen nach den frischen Quellen einer lebendigen Wahrheit.

Jesus hat sich ganz und gar nichts gekümmert um die bestehenden Verhältnisse. Er hat sie sich selbst überlassen. Versuche, im Rahmen des Gegebenen eine bessere Moral zu pflanzen, lagen ihm so fern wie nur immer möglich. Nein. Nicht um das Alte war es ihm zu tun, sondern um eine neue Welt.

In souveräner Unbekümmertheit ist er über die alte Moral mit ihrem Gegensatz zwischen Gerechten und Sündern hinweggeschritten, um aus allen Stellungen und Gegensätzen heraus, in die sich die Menschen verrannt, zu einem neuen Glauben, zum Glauben an den lebendigen Gott einzuladen. „Selig sind die da arm sind im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich, selig sind die da Leidtragen, denn sie sollen getröstet werden; selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden". Matth. 5, 3. f.) — „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, ich will euerer Seele Ruhe geben". (Matth. 11, 28.) — Das waren die neuen und neuschaffenden Töne, die er anschlug. Wie Nebel vor der Sonne zerstoben vor dem Lichte seiner Person die finsteren und glaubensleeren Werke selbstgerechter Menschen, die Schatten der Verzweiflung, die auf den Herzen der Sünder lagen. „Gerecht und ungerecht", „gut und böse", waren für ihn nicht mehr die letzten Gegensätze, in denen sich die stumpfe Weisheit der Menschen erschöpft, nein, „jenseits von gut und bös", im heiligsten und wahrsten Sinne dieses Wortes, öffnete sich durch Jesus eine Welt, deren Zugang jedem — auch dem schlechtesten — möglich war: die Welt Gottes, „der nicht handelt mit uns nach unseren Sünden, und uns nicht vergilt nach unserer Missetat".

Dieses Evangelium muß wieder in unserer Verkündigung aufleuchten, durchschlagend, groß, unmißverständlich. Wir müssen in Wort und Tat Zeugnis davon ablegen, daß der lebendige Gott in Jesus Christus die Liebe ist, und daß es sich vor allem darum handelt, die sündige Welt wieder mit dieser Liebe zu verbinden. Mag die menschliche Gerechtigkeit, Gesetzgebung und Richteramt, mögen die Prediger der Moral von Schuld und Strafe reden und die eigene Verantwortlichkeit des Menschen zur Grundlage ihrer Wirksamkeit machen, — der Verkündiger des Evangeliums hat eine andere Aufgabe, wie dies schon Marcion in ergreifender Einseitigkeit und nach ihm alle großen Leuchten der Kirche, ein Augustin, ein Bern-

hard von Clairvaux, die Mystiker und in entscheidender Weise die Reformatoren geltend gemacht haben. Er erkennt in aller Sünde die Gebundenheit und Knechtung des Menschen unter fremde „Gewalten, Herrschaften, Throne und Fürstentümer", wie Paulus, der große Sünderapostel, sagt. Er wagt es, die kühnen, aller Moral ins Gesicht schlagenden Paradoxien dieses Apostels zur Richtschnur seiner Predigt an die Welt zu machen: „denn was ich vollbringe, billige ich nicht, denn ich tue nicht was ich will, sondern was ich hasse, das tue ich . . . Ich finde also das Gesetz, wonach mir, der ich das Gute tun will, das Böse anhängt. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz meiner Vernunft widerstreitet und mich gefangen nimmt dem Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist. Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen aus diesem Todesleib?" (Röm. 7.)

Ach, und eine solche Predigt hat die moderne Menschheit so nötig, so dringend nötig! Ist es nicht der Schrei nach Erlösung, der immer wieder sich ihrer Sehnsucht entringt? O, wo war eine Gesellschaft so reif für das Evangelium von der Liebe Gottes, wie die heutige? Ihr Prediger des Evangeliums, warum seid ihr so verzagt und mutlos? Warum saget ihr: „unsere Arbeit ist vergeblich, umsonst ist es, daß wir unsere Kräfte verzehren. Unsere Predigt verhallt wirkungslos in dieser materiellen, nur auf den äußeren Erwerb gerichteten Zeit"? So sprechet ihr und sehet nicht, wie aus der Tiefe dieser gescholtenen Zeit eine Sehnsucht nach Gott empor steigt, mächtig, unwiderstehlich, alle Kruften des Materiellen durchbrechend, mit leidenschaftlichem Ungestüm das ursprüngliche Evangelium von eueren Händen heischend! Ihr tadelt die moderne Welt und wendet euch von ihr ab, während gerade sie es ist, die euch, wie noch nie eine Welt, die Grundlage für ein neues begeisterungsvolles Wirken darbietet. Ihr verzweifelt an der Lasterhaftigkeit unserer Tage, — und diese Lasterhaftigkeit schreit nach Erlösung! O, wendet euere Augen

nicht ab, blicket den Sündern von heutzutage in das Angesicht: das Feuer, das aus ihren Augen bricht, der Strom verzweifelter Beredsamkeit, der von ihren Lippen fließt, sagen es euch, was ihnen fehlt. O, prediget ihnen das alte Evangelium, fürchtet euch nicht!

IV.

Eines freilich wollen sie nicht mehr hören: Christliche Ermahnung und Moral. Sie können es nicht. Es tut ihnen weh bis ins tiefste Herz. Sehen sie nicht auf der einen Seite, daß die Prediger dieser Moral selbst schlechte Menschen sind mit kalten Herzen, mammonsgierigen Gedanken; und haben sie auf der anderen Seite nicht selbst die furchtbare Schule der Sünde in einer Weise durchgemacht, von der sich der satte Moralprediger nichts träumen läßt? Ist die Predigt, die ihr eigenes Gewissen ihnen hält, nicht tausendmal schärfer und ergreifender, als die bequemen Worte der Moral? Eben deswegen verwundet und reizt sie die Moral nur, weil diese glaubt, ihnen mit derselben Erkenntnis neu aufwarten zu können, die sie selbst in der Qual des höllischen Feuers sich erworben haben — nicht als mühelos zu pflückende Blume am Rande des Weges aufgelesen, wie der Moralprediger. Sie verletzt, weil sie den Sünder durch ihre grausame Voraussetzung erniedrigt, als empfände er den Gegensatz von gut und böse nicht, der doch sein Inneres zerreißt. O, Empfindung! — Wo ist sie mehr: im Herzen des Sünders oder in dem des Moralpredigers?

Nein, für die Moral sind unsere Zeitgenossen verloren. Aber mit der ganzen Glut ihres unglücklichen und betrogenen Lebens strecken sie sich aus nach Liebe, Verständnis, Vertrauen. Sie möchten es hören, aufnehmen, in ihre durstige, jetzt vom Bösen, jetzt vom Guten gehetzten Seele hineintrinken: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab", . . . hören, daß sie vergessen dürfen, daß hinter dem Zusammenbruch des alten eine neue Welt sich erhebt, daß es noch etwas anderes gibt, als Sünde und Moral,

wie sie selbst es in den schönen Stunden ihres Lebens lieben Freunden gegenüber empfunden und erfahren; hören, daß, wie der blaue Himmel sich um die wechselnde Qual des Tages wölbt, immer derselbe, unberührt vom Schmutze des Vergänglichen, so ein ewiges Erbarmen, eine wirkliche Liebe — nicht bloße Einbildung philosophischer Abstraktion — das Chaos ihrer Sünde umgibt, mit ihrem strahlenden Vermögen die Schatten und Flecken alle zu Licht und Reinheit verwandelnd.

Verstehen wir das, liebe Amtsbrüder? Die Lasterhaften, die Spötter, die Mammonsdiener, die Mörder und Ehebrecher können nicht anders, solange sie das Leben nicht haben! Welch gefährliches Wort in den Augen unserer hartnäckigen Moral, und doch aus dem tiefsten und seligsten Geheimnis des Evangeliums geschöpft! Ja, es gibt eine Erkenntnis, die so reden darf, die mitten in Schuld und Fehl so redet, auch dann noch, wenn der Sünder selbst sich verdammt, so redet, weil sie alles glaubt, alles hofft, alles duldet: die Erkenntnis der Liebe, die Weisheit Gottes, den Klugen eine Torheit, den Frommen ein Ärgernis, aber eine ewige Kraft für den, der daran glaubt, — die Weisheit, die im Kreuze verborgen ist. Wir Pfarrer aber sollen Prediger des Kreuzes sein.

Natürlich dürfen und sollen wir auch ein Zeugnis gegen das Schlechte haben. Aber so, daß durch unser Eifern die Flammen göttlichen Erbarmens brechen. Eifern und eifern ist zweierlei. Man kann eifern und dabei doch „kühl bis ans Herz hinan" sein, und man kann eifern mit der ganzen Glut liebender Seele. Wie anders war das Eifern der Pharisäer, wie anders das eines Paulus! Wie anders predigten die Priester alle gegen das Böse, wie anders ein Franziskus, ein Savonarola! Du darfst die schärfsten Sachen aussprechen, wenn du selbst ergriffen bist von dem, was du sagst. Denn dann ist es Liebe, nicht Moral, was deine Lippen regiert. Liebe eifert auch und schilt. Aber während sie es tut, erlöst sie. Ihr Strafgericht ist das Schwert, das alle Seile, die den Gefangenen umschnüren, zerhaut, während das der Moral

stumpf an seinen Gliedern abgleitet. Sie arbeitet, während sie zürnt; aber der Zorn der Moral ist künstlicher Donner. Sie straft nicht aus Prinzip, sondern aus dem Drange zu helfen. Ihre Entrüstung gibt dem Sünder Kraft und Trost, während des Pharisäers Bußpredigt ihm den letzten Rest von Mut wegnimmt. O, wenn wir Flammen gegen das Böse haben, dann gerade stehen wir im Walten der Liebe. Sie flammt gegen das, was den Menschen verdirbt. Sie haßt das Böse und liebt den Bösen. Das ist das Geheimnis ihrer Macht. Von ihr laßt uns lernen. Liebet, liebet wirklich, von ganzem Herzen, ganzer Seele, aus allen Kräften — und dann predigt meinetwegen wie die Moralprediger. Was ihr redet, wird doch nicht Moral sein sondern Leben.

V.

Groß, frei und weit ist der Blick auf der göttlichen Warte. Mit diesem Blicke werden wir auch den sogenannten Unglauben der modernen Welt betrachten. Von uns selbst so genannt in der Verblendung eigenen Klein- und Unglaubens. Denn was wissen wir doch von dem Unterschied zwischen Glauben und Unglauben auszusagen? Wie weit verstehen wir uns auf die verborgenen Wege, die der Geist Gottes im Herzen der „Ungläubigen" wandelt? Es gibt „Ungläubige", die vor dem Urteile Gottes gläubig sind und „Gläubige", die einst von ihrem Herrn mit den Worten werden empfangen werden: „Weichet von mir, ihr Übeltäter, ich kenne euch nicht." (Matth. 7.) Das wissen wir. Und auch das andere, daß „die ersten werden die letzten sein und die letzten die ersten". Wir wissen es und nun wollen wir es auch nicht mehr vergessen, nicht nur theoretisch, sondern auch inmitten der Menschen, im Sturm und Drange unserer praktischen Aufgaben nicht.

Meine lieben Amtsbrüder, ermesset ihr auch, wie groß es ist, einen lebendigen Gott zu haben? Wie das frei und im wahren Sinne des Wortes tolerant macht? Ist es nicht immer wieder unser bloßes Dogma von Gott, das uns in

die Arena der dialektischen Kämpfe mit den „Ungläubigen" treibt, wo wir gewöhnlich — nicht zu unserer Schande, sondern im Gegenteil zu unserer Ehre sei es gesagt — den Kürzeren ziehen? Ist es nicht die eigene Unsicherheit, die uns das vorschnelle Wort gegen die „Ungläubigen" auf die Lippen legt? Die Unsicherheit, welche es noch nicht gelernt hat, den lebendigen Gott als reale Wirklichkeit zu verstehen und zu umfassen. Die in bloßen Gedanken und mühsam zusammengesetzten Worten kramt, anstatt das Leben zu trinken, das aus Gott fließt; die alles beweisen, ableiten und erklären will, und unglücklich ist, wenn ihr das nicht gelingt; die da wähnt, Gott verloren zu haben, wenn ihr die besser postierte Dialektik eines „Atheisten" wieder einmal eindrücklich gemacht hat, daß man das Dasein Gottes nicht beweisen kann. Oder ist es nicht wahr, daß gerade die Unbeweisbarkeit Gottes der beste Beweis für seine Wirklichkeit ist? Beweisen kann man nur Gedanken, nicht Existenzen. Wer sie nicht erlebt, dem beweist man sie auch nicht. Wie sollte also die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, das Wesen, in dem „wir leben, weben und sind" bewiesen werden können? Seid lebendige Zeugen Gottes — und Gott beweist sich selbst in euerem Zeugnisse!

Seid Zeugen des lebendigen Gottes — und lasset die Menschen machen. Gott tritt nicht in Konkurrenz mit ihrer Wissenschaft und Kunst. Er hat gegen ihre Technik nicht das Geringste einzuwenden. Ihre Theorien und Hypothesen alle, Darwinismus und anderes mehr, umfaßt sein unendlicher Geist mit demselben lächelnden Vermögen, wie es seine Sonne tut, wenn sie den Theoretikern aufs Papier scheint. Zu ihm steht nichts in Gegensatz, auch der Atheismus nicht. Die Menschen setzen sich stets nur zum Gesetz ihres eigenen Lebens, das ihnen Gott gegeben, in Gegensatz, wenn sie fehlen. Sind ihre Theorien falsch, so kommt ganz sicher einmal eine Stunde, in der ihnen der Irrtum eindrücklich wird. Ist nicht eben das die Leidensgeschichte des menschlichen Forschens, daß es immer wieder von allen Höhen und aus allen Tiefen des Irrtums in die unverletz-

baren Bahnen des Wahren und Einfachen zurückgetrieben wird? Dafür, daß die Wahrheit siegt und nicht die Lüge, ist schon lange in der ursprünglichen Anlage der Schöpfung gesorgt, — wir brauchen da am allerwenigsten mit unserer Predigt nachzuhelfen. Gott behüte uns inskünftig vor jenen Seiltänzerkünsten einer weiland gepriesenen Apologetik, womit die Theologie der Ehre des lebendigen Gottes auf Erden aufhelfen zu können, die possierliche Einbildung hatte. Wir brauchen in keiner Weise für das Dasein Gottes zu sorgen, dafür sorgt er selbst. Er ist den Menschen allen viel eindrücklicher, als wir in unserem frommen Glaubenswächterbewußtsein uns träumen lassen, oft dann am allermeisten, wenn sie ihn verlästern und verfluchen. Gerade das, was wir am eindringlichsten erklären zu müssen wähnen, in der rührenden Angst, Gott blamiere sich sonst vor den Menschen: furchtbare Unglücksfälle, wie Erdbeben, Überschwemmungen, Brände usw., ist trotz aller Lästerungen oft das gewaltigste Mittel in seiner Hand, eine faule Menschheit aus ihrem nichtsnutzigen Dasein aufzurütteln zu größeren Gedanken und Gesinnungen. Wir sollen nicht Advokaten Gottes sein. Die Advokaten sind für die verzweifelten Fälle da, nicht für die von so strahlender Selbstverständlichkeit wie der Fall Gott ist.

Also machen lassen, gewähren lassen. Nein, nicht nur das! Vielmehr mit lebhaftem Interesse, mit ungeteilter Freude mit machen. Wir wollen uns über alles freuen, was die Wissenschaft verarbeitet, die Technik erfindet, freuen über das emsige Schaffen all der tausend Gehirne und Arme, die sich mühen, um dem zähen Leben wieder einen kleinen Fortschritt abzuringen. Wir wollen durch unsere Predigt hindurch immer wieder den zuversichtlichen, warmen Ton strömen lassen für die Menschen und ihre Arbeit. Gerade so wehren wir dem althergebrachten, durch die Fehler der Kirche festgenagelten Vorurteile, als hemme das Evangelium den Fortschritt, während jedem Einsichtigen das gerade Gegenteil bekannt ist, daß nämlich seit dem Erscheinen des Evangeliums in der Welt der Fortschritt überhaupt erst angefangen hat. Wir wollen

auch auf der Kanzel Männer des Fortschrittes im besten Sinne des Wortes sein. Nicht so, daß wir fortschrittliche Phrasen in den Mund nehmen, etwa um der Wissenschaft einen Bückling zu machen, oder uns selbst als „fortschrittlich gesinnte Bürger" unseren Zuhörern zu empfehlen, sondern dadurch, daß wir dem Glauben an das Fortschreiten der Menschheit überzeugenden Ausdruck verschaffen. Der Pfarrer soll nicht gleichgültig oder gar mit innerem Widerstreben sich von der Strömung der menschlichen Entwicklung treiben lassen, er soll ihr mit seinem Worte voranleuchten, und die Menschen müssen gerade durch seine Verkündigung zur Einsicht kommen, daß das Evangelium die größte und wirksamste Macht des Fortschrittes ist.

Wir müssen viel positiver zur Welt Stellung nehmen, als wir bis dahin getan. Das Wort der Bejahung an Stelle der alten Negation oder Kritik tut dringend not. Bis jetzt haben wir nein gesagt oder nur mit halbem Herzen ja, es sei denn, daß wir in übelberatenem „Freisinn" uns ins Schlepptau der Zeit nehmen ließen. Wir meinen ein freies, überlegenes Ja, aus der Tiefe des lebendigen Gottes geboren, der „seine Sonne aufgehen läßt über gut und böse und läßt regnen über gerecht und ungerecht", nicht eines, das ängstlich und skalvisch das Geschrei der Tagesmeinung nachplappert; ein Ja, das die Grenzen wohl zu ziehen weiß und die „Perlen nicht vor die Schweine wirft", ein Ja, nicht vor den gerade geltenden Hypothesen und Ansichten im Staube liegend, sondern über allen Hypothesen stehend mitten im Leben, im gesunden, kräftigen Schaffen; ein Ja, von der herrlichen Gewißheit getragen, daß der Menschheit Ringen durch allen Irrtum und alle Verblendung hindurch doch zum göttlichen Ziele gelangen wird. O, nur nicht an den Menschen herumkorrigieren, nur nicht Dogma gegen Theorie ins Feld führen! Frei lassen, um Gottes willen frei lassen, so daß sie merken: Gott ist für uns, nicht gegen uns.

Vergessen wir es nie: Nur von dem Augenblicke an, da dem menschlichen Bewußtsein Gott als lebendige Größe aufgegangen ist, wird es sich mit der Frage nach Gott beschäftigen.

Ein Gott, der bloß bekannt und angebetet werden soll, noch dazu nur deshalb, weil es so Brauch ist und von einer kirchlichen Institution verlangt wird, ist keiner. Es ist nicht betrübend, nein, es ist notwendig und gut, wenn die Wissenschaft den Begriff: Gott, aus ihren Untersuchungen streicht; lange genug hat sie sich unter die Herrschaft dieses Begriffes gebeugt — was war die Folge davon? Hemmnis über Hemmnis der wissenschaftlichen Klarheit und schließlich ein um so entschiedenerer Bruch mit aller Religion. So mußte es kommen, nicht nur um der Wissenschaft willen, sondern auch um Gottes selbst willen. Beide können sich nur auf dem Boden der Wirklichkeit begegnen, nicht auf dem der Begriffe. Das ist der Grund, weshalb das wissenschaftliche Forschen so lange nichts von Gott zu wissen braucht, zu wissen vermag, bis es ihn als unumstößliche Gewißheit vorfindet. Wir müssen der Wissenschaft dankbar dafür sein, daß sie so hartnäckig und mit einer für uns beschämenden Wahrheitsliebe zwischen ihrem Gebiete und dem des Glaubens unterschieden hat. Ist doch gerade diese Trennung zum großen Teile schuld daran, daß man heute wieder imstande ist, ohne Leidenschaft und fanatische Voreingenommenheit hüben und drüben von einem „göttlichen Wesen" zu reden. In der Parole, wie sie heute ausgegeben wird: Wissenschaft und Glauben, dämmert schon die große Einsicht auf, daß der lebendige Gott mit keiner Tatsache, geschweige denn mit einer bloßen Theorie im Widerstreite sich befindet, darum, weil er selbst die Grundtatsache, die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten ist, welche mit Religion und Theorie wesentlich nichts zu tun hat.

VI.

Gott nicht Religion, nicht Andacht, nicht Gefühl, sondern Wirklichkeit. Das ist der große Grundton unserer Seele. Wenn wir gegen etwas mit der ganzen Kraft zorniger Entschiedenheit auftreten müssen, so ist es das Getriebe jener falschen, aber noch in weitesten Kreisen anerkannten und ge-

übten Frömmigkeit, die das Göttliche zur bloßen Religion, zur seelenlosen Geberde, zum heuchlerischen Mienenspiel, zu vorgeschriebenen Gebetstunden und Andachtsübungen, zu frommen Phrasen und offiziellen Glaubenssätzen herabgewürdigt hat. Dieses Christentum, dessen lärmende und hochmütige Zudringlichkeit sich überall breit macht in tausend Formen und Gestalten, dieses Muckertum in- und außerhalb der Kirche, das hinter dem Schafspelze der vorgeschützten Demut die reißende Wut des Wolfes verbirgt; dem es ein leichtes ist, die schönsten Worte der Gottergebenheit und Liebe abwechseln zu lassen mit den gehässigsten Taten gegen Andersgläubige; diese empörende Heuchelei, die Bibelworte zum Deckmantel der Bosheit macht — das ist der Feind, gegen den wir schonungslos, dem großen Vorbilde unseres Meisters getreu, ankämpfen müssen. Mild und geduldig gegen die „Sünder", unerbittlich gegen die „Selbstgerechten", das war sein Verhalten, das soll auch das unsere sein.

Die fromme Lüge ist es, die dem Volke das Evangelium aus dem Herzen getilgt hat. Jenes scheinheilige Gebahren, das vom „Blute Jesu" vom „inneren Frieden", von der „Buße" und „Bekehrung", vom „Glauben" und von der „Heiligung" spricht, dabei aber nur an seinen eigenen Gewinn bis zur klingenden Münze des Mammon hinab denkt, — allenthalben seufzen die armen Leute, die es in sein Garn zu locken versteht, unter seinen Praktiken. In die Häuser dringt es unter dem Vorwande, Seelen zu retten, es stört den Frieden der Familien, es säet Streit und Unverstand in die Beziehungen der Menschen zueinander, angeblich um Gottes willen, in Wirklichkeit um der Vergrößerung der jeweiligen „Gemeinschaft" willen, der es gerade dient. Es baut Gotteshäuser und Anstalten, gründet Liebeswerke, macht Stiftungen, aber nur um in alle dem eine Herrschaft ohne Grenzen, ein grausames und unduldsames Regiment aufzurichten, dem nichts widerstehen darf. Es predigt unablässig seinen Untergebenen „christliches Leben", „Demut" und „Dankbarkeit", aber es selbst ist der Ausbund des Schlechten. Es führt immerdar den Namen Gottes

im Munde — und meint damit nur seine eigene Gerechtigkeit, weit erhaben über die der gewöhnlichen Menschen.

Gegen diesen Pharisäismus müssen wir das Schwert des Geistes schwingen. Nichts ist dem lebendigen Gott so zuwider, wie die Heuchelei. Nichts verderbt auch so von Grund aus die menschliche Seele, wie sie. Wir müssen ein Wort bekommen gegen das verlogene Treiben des Christentums, nicht ruhen, bis wir seinem gleißenden Scheine die Maske abgezogen haben. Schwer wird uns dieser Kampf, weil wir auf der einen Seite selbst immer wieder in der frommen Sprache die Sprache Gottes zu hören geneigt sind und es deshalb für einen Abbruch der Sache Gottes selbst halten, wenn wir ihr entgegentreten, auf der anderen Seite es gründlich verspielen mit der frommen Gesellschaft, mit den „Stützen" und „Säulen" des Christentums. Und das stimmt viele unter uns sehr bedenklich, sie halten lieber an sich und sparen ihre Empörung für stille Stunden, etwa mit einem gleichgesinnten Freunde innerhalb der vier Wände, — könnte doch ihre offene Aussprache „unberechenbaren Schaden" stiften und — wie wir uns so gerne vorlügen, um unserer Feigheit den Rücken zu decken —, den „Feinden des Reiches Gottes" Anlaß zu triumphierendem Spotte geben.

Ist das wahr, liebe Amtsbrüder, dann mußte Jesus auch schweigen. Jesus, der vor den Ohren aller Welt seine furchtbaren Wehe der frommen Gesellschaft ins Gesicht geschleudert hat. Sollen wir kluge Rücksichten nehmen, da wo der lebendige Gott durch das Gebahren seiner Bekenner verunehrt wird, sollen wir da unsere Worte sparen, wo die Wahrheit uns zwingt zu reden, um dann dafür um so mehr Worte zu machen, wenn niemand sie von uns verlangt oder wenn es gilt, auf die Sünden der Welt zu schelten, für die Jesus gestorben ist? Wie furchtbar ist doch der Schaden der Christenheit geworden dadurch, daß seine Verkündiger, statt im eigenen Hause auf Recht und Wahrheit zu schauen, der Welt Buße und Glauben gepredigt haben! Unvermerkt haben sie die Schlange am eigenen Busen großgezogen, deren Gift nun so viele Herzen

tötlich verwundet. Ein Christentum ist — während die Pfarrer schliefen — herangewachsen, das seine heuchlerische Existenz durch Richten und Verdammen der Welt aufrecht zu erhalten sucht, Lüge durch Lüge; denn dieses Gebahren ist das gerade Gegenteil von dem des Fürsten der Wahrheit. Das Richten und Strafen gehört in den Kreis der Jünger Jesu hinein, sich selbst sollen sie am strengen Maßstab des Evangeliums messen, nicht die Welt, für die Jesus — wir wiederholen es — sein Leben gelassen. Und erst gar von der Verdammnis aller „Ungläubigen" leben, sich mit dieser Predigt selbst eine gesicherte Existenz verschaffen, ist das nicht der Gipfel jener verlogenen Bosheit, deren Trägern Jesus das Wort entgegenschleuderte: „Weichet von mir, ihr Übeltäter. Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, ins Himmelreich kommen"?

Diese Entschiedenheit, dieses Schneiden ins eigene Fleisch tut heute gerade ungeheuer not. Unsere Zeit ist erwacht. Sie will wissen, was Wahrheit ist. Das Schleichen im Dunkeln ist immer weniger möglich. Es muß einfach aufhören, daß man arme Menschen — die reichen freilich haben nichts zu befürchten — im Namen Jesu und unter dem Vorwande, ihre Seelen zu retten, peinigt; daß zum Beispiel gefallene Mädchen in besonderer Tracht vor den Augen der ganzen Welt zur Kirche geführt werden, daß man Kinder in Rettungsanstalten zusammenpfercht, um sie, ach in so vielen Fällen, der Laune eines „frommen" Vorstehers preiszugeben. Es muß aufhören, jenes empörende Bevormundungssystem, das sich christliche Damen und Herren gegen die unglücklichen Opfer des aufreibenden Lebenskampfes herausnehmen, aufhören die Gepflogenheit, die Gefangenen unserer Zuchthäuser die Woche hindurch zu quälen und am Sonntag ihnen eine fromme Predigt zu halten. Aufhören muß mit einem Worte dies echt pharisäische Vorurteil der oberen Klassen, als seien die Armen dafür da, damit an ihnen alle die halbherzigen und oft einem bloßen Einfall entsprungenen Wohltätigkeitsmaximen irgend eines neuen „Gottesmannes" oder eines Komitees — dessen unbeschäftigte Mitglieder eine „nützliche Tätigkeit" suchen — er-

probt werden können. Wahrlich, wenn etwas zu verschwinden verdient aus unserem Christentum, so ist es diese ebenso falsche wie gespreizte Selbstgerechtigkeit. Es ist hohe Zeit, daß die Menschen, unter denen wir zu wirken haben, wieder etwas merken von der Art Jesu Christi, daß das Evangelium, dem sie sich gönnerhaft zuwenden, wenn sie reich, dem sie sich murrend beugen müssen, wenn sie arm sind, wieder seine dominierende Stellung erhalte, um von hier aus die lebendigen Wasser seiner ewigen Wahrheit in die Paläste, wie in die Hütten der Ärmsten zu ergießen.

Wohl dem unter uns, der sich, unbekümmert um der Menschen Gnade oder Ungnade, zum Zeugen dieses Evangeliums hergibt! Wohl dem, der sich des Jammers annimmt, der auf unserem Volke lastet! Der es wagt, gegen die verderblichen, im Dunkeln schleichenden Mächte zu protestieren, laut und furchtlos!

Wie elend an Leib und Seele ist das Volk! Zu den äußeren Lasten hat es noch an denen zu tragen, die ein hartes, verdammungssüchtiges Christentum auf sein inneres Leben legt. Unsere Armen, die es dringend bedürften, daß ihnen die christliche Liebe die Tränen von den Augen trocknete, die vor allem Teilnahme und Verständnis in der entsetzlichen Lage, die der Kapitalismus unseres Produktionssystems über sie gebracht, brauchen — von christlicherem zu schweigen — sie werden von den Christen in ein neues, fast ebenso grausames Joch gespannt. Ermahnt, gescholten in Versammlungen und Andachtsstunden gezwungen. Mit religiösen Zumutungen gequält, bekehrt und „gläubig" gemacht, zur „Mäßigkeit, Demut und Dankbarkeit" angehalten. Streben sie eine Besserung ihrer Lage an, so belehrt sie das Christentum darüber, daß dies sündige Begehrlichkeit sei; seufzen und weinen sie über das viele harte, das auf sie hereinbricht, über die undurchdringliche Macht der Liebloſigkeit, in der sie sich befinden, so bekommen sie zu hören, daß sie kein Vertrauen zu Gott haben; stößt ihnen ein Leid zu, so haben sie darin die Strafe Gottes für ihre „Sündhaftigkeit" und „Unbußfertigkeit" zu erblicken.

Aber an ihr schweres Leben denkt niemand, und sei's auch nur durch lebendige Teilnahme ohne Schelten und Verdammen. Hinter allen Worten, die das fromme Christentum zu ihnen spricht, lauert der Wolf mit seinem scharfen Gebiß.

Und an dieser Hetze hinter den Armen her machen auch viele, o, wie viele Pfarrer mit! Erbärmliche Mietlinge, die sich dadurch in Gunst und Ansehen beim frommen Christentum zu setzen suchen. Gilt es doch in seinen Augen für ein Zeichen der Frömmigkeit, wenn man hart gegen die Armen ist; für gläubig, den Armen zu sagen, daß sie sich in ihr Los zu schicken hätten, Gott wolle es so, während jeder Versuch, sich ihrer Nöte wirklich anzunehmen, dem Vorwurf „weltlicher Gesinnung" verfällt, die das „Eine, was not tut", eben noch nicht genug gewürdigt habe. Armselige Pfarrer, die sich durch solche Heuchelei erschrecken und imponieren lassen, traurige Hirten, die ihre Aufgabe darin erblicken, ihre Schäflein dem Schlächter auszuliefern!

Wie steht unsere Religion zu den Armen, liebe Amtsbrüder? Eine dringende, furchtbar ernste Frage, auf welcher die Augen des lebendigen Gottes ruhen, dessen Wort voll des unmißverständlichsten Erbarmens gegen sie ist, ohne Bedingung, ohne Abstrich. Wie behandelt unser Glaube die Geringen, denen Jesus das Himmelreich verheißen hat? Schlagen wir sie mit unseren religiösen Zumutungen, kränken und ärgern wir sie durch fromme Ermahnungen? Überlassen wir sie ihrem Jammer, um dafür desto eifriger über die Schwelle der Reichen zu treten — oder verstehen wir sie? Ist es immer noch möglich, daß Pfarrer das furchtbare Wort aussprechen, die meisten Armen seien selber schuld an ihrem Elende, oder fangen wir an, uns dieses pfäffischen Standpunktes zu schämen?

VII.

Gewiß, der Mensch muß sich bekehren, seine Sünden bereuen und ein gottseliges Leben führen. Unser christliches Glaubenssystem enthält viele gute und treffliche Wahrheiten. Es ist auch durchaus richtig, daß der christliche Lebenswandel

sogar in der höllischen Ausbeutungswerkstatt des Mammon vor allzugroßem Elend bewahrt. Aber erst müssen sich die Menschen bekehren können, bevor wir ihnen Bekehrung predigen. Erst muß es ihnen möglich gemacht werden, an die Liebe Gottes zu glauben, bevor wir sie ihnen als das einzige Heil darstellen. Es müssen Kräfte da sein. Die Bekehrung und Sinnesänderung darf nicht ein totes Gesetz sein, das wir den Leuten über den Kopf werfen, nein, die selbstverständliche Folge der Erfahrung, die sie mit dem Evangelium vom lebendigen Gott machen. Was heißt das: der Mensch muß sich bekehren? Müssen und müssen ist zweierlei. Es gibt ein gesetzliches Müssen und ein lebendiges Müssen. Dort gehorcht man einem von außen herantretenden Buchstaben, hier dem Geiste. Dort ist es das Müssen des umgetriebenen Maschinenrades, hier das Müssen des emporwachsenden Baumes. Es ist klar, daß eine das Innerste des Menschen so tief berührende Angelegenheit, wie die Sinnesänderung, nur ein lebendiges Müssen sein kann, wenn sie echt sein soll und daß dieses lebendige Müssen selbst nur aus dem Leben Gottes hervorbricht.

Aber hier liegt nun gerade der schwere Fehler unseres frommen Christentums. Dem Leben Gottes entrückt, wie es ist, hat es, was nur lebendig dargeboten und ergriffen werden kann, zum bloßen Gesetz ertötet, das innere Müssen an das äußere der bloßen frommen Aufforderung, Ermahnung, Strafpredigt verraten. Wir besitzen sozusagen nur noch den Mechanismus der Gnade, aus der Werkstatt des Herzens an die Außenwelt gezerrt und zum toten Gesetz verwandelt. Die Gnade selbst, die umgestaltende Kraft, die neue Herzen aus sich gebiert, fehlt. Das sehen wir ja an der Frömmigkeit unseres heutigen Christentums aufs deutlichste. Wahrlich, wenn etwas die Abwesenheit göttlichen Lebens zu beweisen imstande ist, so ist es das ununterbrochen klappernde Bekehrungschristentum der „Frommen"!

Erst der lebendige Gott und dann Bekehrung! Alles andere ist Zauberei, Torheit, Unverstand, Fanatismus, Ge-

ſpenſterſpuk. Erſt geben und dann fordern. Jedes Chriſtentum iſt bankerott, das nicht aus dem Leben Gottes ſelbſt geboren iſt, ſondern Gott nur als fromme Aufdringlichkeit eines bekehrungsſüchtigen Glaubensſyſtems kennt. Nicht unſer Chriſtentum ſoll herrſchen, ſondern die Gerechtigkeit Gottes, geoffenbart in Jeſus Chriſtus. Wir müſſen wieder von ihm ergriffen werden, ſo daß jedermann ſieht: dieſe Menſchen predigen nicht ein Chriſtentum irgend welcher Art, ſondern den wirklichen Gott. Wir müſſen ſozuſagen für die Luft ſorgen, in der die Leute wieder wahrhaftes Gottesleben atmen; es muß unzweideutig, ſtark und überzeugend in die Welt hinein gerufen werden: Gott lebt!

VIII.

„Gott lebt, ihr zerſchlagenen oder verſtockten Sünder alle, ihr ſeid nicht verloren. Gottes Liebe wacht über euch". — O, prediget das immer und immer wieder, trotz aller Sünde, die ſich auch gegen dieſe Verkündigung ſpottend und läſternd aufbäumt, trotz aller Mißverſtändniſſe bei fromm und unfromm, aller Vorwürfe, als nehmet ihr es mit der Sünde zu leicht — Vorwürfe, die ſchon dem erſten Apoſtel der Liebe Gottes: Paulus, gemacht wurden (c. f. Röm. 6.) — trotz eigener Schwachheit, die gerne wieder in die bequemen Schlupfwinkel der Moral und Moralpredigten zurückſinken würde, gegen allen Verſtand, „den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit". Prediget dieſes närriſche Evangelium, welches es unternimmt, vergebend und liebend mitten in der Sünderwelt zu ſtehen, ſich nicht ſchützt gegen den Mißbrauch ſeiner Worte, ſondern ganz allein dem vertraut, der ihm ſeine Botſchaft aufgetragen, prediget und liebet — und je mehr ihr es tut von ganzem Herzen, deſto mehr wächſt, alle Widerrede beſchämend, eine neue Gemeinde um euch herum, welcher der Name Gottes im Herzen brennt, und welcher es ernſter iſt mit dem Guten, als der ſtrengſten Moral.

Gott lebt! Rufet es laut in die „ungläubige" Welt hinein ohne dogmatiſche Spitzfindigkeiten, einfach, wie Gott

selber einfach ist, — ich sage euch, diese ungläubige Welt wartet auf euer Wort. Kümmert euch nicht um die Widerreden alle, die Beweise und Gegenbeweise, glaubet an Gott und schaffet seine Wirklichkeit in euerem Leben aus — die „Ungläubigen" alle werden euch danken, denn sie sehnen sich nach dem wirklichen Gott.

Gott lebt. Wie groß ist das! Wie müssen vor diesem Bekenntnisse die toten Gebilde einer gemachten und erkünstelten Frömmigkeit dahinstieben, wie der Staub vor dem Brausen des Windes! Seht ihr, was das tote Christentum angerichtet hat? Wie die Leute seufzen unter dem Drucke bloßer Formeln und Glaubensansichten, wie die von diesem Christentum bevormundeten Armen in innerer Verbitterung sich abwenden und seinem Gotte fluchen? Wie alles Verblendung, Unverstand, Heuchelei geworden ist, seitdem der Geist nicht mehr durch die Herzen braust? Wollt ihr das alles mit ansehen, ohne die dringende Notwendigkeit zu verspüren, ein neues Bekenntnis auf euere Lippen zu nehmen? Wollt ihr — weil dies nun Mode geworden ist — ein wenig an der sozialen Frage herumknuspern, wo die gewaltige Not, in der wir alle stehen, die Not der Gottlosigkeit bei fromm und unfromm uns zunächst eine ganz andere Aufgabe ins Herz schreibt? O, prediget den zerschlagenen, vom christlichen Religionsgesetz verwundeten Gemütern, daß dessen peinliche Satzungen dem lebendigen Gott ein Greuel sind, daß Gott nichts anderes von uns heischt, als Liebe von ganzem Herzen gegen ihn und den Nächsten. Prediget so, daß die Zerstoßenen und Geplagten an euerem Worte sich wieder aufrichten, prediget den Armen das Evangelium, den Blinden das Gesicht, den Lahmen und Krüppeln Heilung, den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und allen das angenehme Jahr des Herrn. (Luk. 4.) Prediget in Kraft, daß die Menschen ihre frommen und unfrommen Sorgen, Nöte, Begehrungen, Zweifel und Vorurteile an die strahlende Gewißheit verlieren, daß Gott lebt, und daß in diesem Leben die einzige Rettung liegt für alles, alles! Ja, das wollen wir tun. Gott helfe uns!

Der Kampf um eine neue Welt.

I.

„Siehe ich mache alles neu" — das ist der Ruf, der von Jesus Christus in die Welt erschollen ist. Das Evangelium ist eine prinzipielle Neuschöpfung, keine Lehre oder Medizin für die alte Welt. Keine Kulturerscheinung neben anderen, keine Religion, nicht Christentum, weder Katholizismus noch Protestantismus, nein, eine neue Welt. Es läßt sich nicht in das Vorhandene eingliedern, es zerbricht das Vorhandene. Es kann keiner Macht untertan werden, im Gegenteil: es unterwirft sich selbst alle Mächte. Staat, Gesellschaft, Volkstum, Nationalität — alles durchdringt es mit seinem lebendigen Geiste, um es seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Ein christlicher Staat oder ein christliches Volk im Sinne des Evangeliums ist ein falscher Begriff, es hat auch noch nie solche christliche Staaten oder Völker gegeben und wird sie nie geben. Höchstens könnte man von einem staatlich geformten oder einem in verschiedenen Völkern zum Ausdrucke kommenden Evangelium reden, wenn im Prinzip des Evangeliums nicht von vornherein Größeres und Umfassenderes vorläge, als der staatliche oder der volkstümliche Verband. Das Evangelium hat seine eigenen Triebkräfte und entwickelt sich aus sich selbst. Seine Wurzeln liegen in der Ewigkeit und seine Äste streben durch alle zeitlichen Schranken hindurch wieder der Ewigkeit entgegen. Sein Wesen ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Darum ist es unerklärbar und unfaßbar. Darum nie verbraucht, nie fertig. Darum so neu, wie vor 2000 Jahren, als es in die Welt trat.

Mit dieser großen Erkenntnis haben wir es nun ausdrücklich zu tun.

Alle Mißverständnisse, alle Kämpfe und Gegensätze, die sich aus dem Studium des Evangeliums von Jesus Christus ergeben haben, gründen im Mangel an dieser Erkenntnis. Unsere eigene Stellung mit ihren Halbheiten und Unfertigkeiten, die uns von allen Seiten aus Freundes- und Feindesmund vorgehalten werden, der Gegenstand des Spottes, solange es angestellte Prediger des Evangeliums gegeben, der Grund so manch bitterer Verlegenheit, so vielen Lügens, Heuchelns und Gehenlassens, die ergiebige Quelle für tausend Torheiten, Verkehrtheiten, für Fanatismus und Religionszwang, der Ausgangspunkt all der zornigen Proteste, die gegen die Kirche von jeher geschleudert worden sind — unser eigenes Amt, sage ich, verdankt diesem Mangel an Verständnis für das eigentliche Wesen des Evangeliums seine Existenz. Der Pfarrer soll dafür da sein, mit einer Botschaft den Frieden des Bestehenden zu beschaffen, die gerade alle bestehende Ordnung in Frage stellt. Er soll mit dem Wort aus der Ewigkeit und für die Ewigkeit das Zeitliche erhalten, das Vergängliche mit den Kräften der Unvergänglichkeit ausbauen — brennende Strohhalme mit Feuer löschen! Das ist die große Antinomie des Pfarramtes. An ihr leiden wir mehr oder weniger bewußt Tag für Tag. Sie ist's, die uns Ungewißheit, Unruhe, Zweifel und Ängste aller Art ins Herz gießt. Um ihretwillen ist das Pfarramt in einer Zeit, die volle klare Wahrheit will, eine allen Ernstes fragwürdige Institution geworden.

Seitdem namentlich Kierkegaard seine ätzende Kritik des Christentums, womit er vor allem die Pfarrer treffen wollte, in die Welt gesetzt, wird die Frage nach der Berechtigung des Pfarramtes immer brennender. Nicht nur auf theoretischem Gebiete. Auch die praktische Verwirklichung diesbezüglicher Postulate wird mit aller Macht angestrebt. Der Ruf nach Abschaffung des Pfarramtes erschallt in allen Lagern, bei eifrigen Christen, wie aus dem Munde entschiedener Frei-

geister. Sozialdemokratie und Sektierertum, die sonst Abgründe trennen, — in unserer Frage marschieren sie Hand in Hand. „Jede religiöse Überzeugung stelle sich ihren Vertreter selbst an und erhalte ihn auch selbst. Wir wollen nicht mehr aus öffentlichen Mitteln bestreiten, was ja doch nur privaten Charakter an sich trägt. Religion ist Privatsache." So lautet das Feldgeschrei der vielen, die sich gegen das Bestehen einer Staatskirche erheben. Jedermann spürt, daß mit der Staatskirche eine unerträgliche Halbheit gegeben ist, daß es durchaus falsch ist, einer Gesellschaft, einem Volke, die von ganz anderen Impulsen geleitet werden, von Gott in allgemein anerkannter Weise zu predigen, daß der Name Gottes im heutigen öffentlichen Leben nichts mehr als eine fromme Ansicht bedeutet — und Ansichten gehören ins Privatleben. Aber dahinter liegt noch etwas Größeres. Die Welt fühlt hier viel feiner als die Pfarrer — und ernster. Entweder Gott oder Mammon. Jedenfalls nicht Gott als Religion für den Mammon, aber auch nicht Mammon im Dienst des Reiches Gottes. Also Trennung. Sie hat eine Ahnung davon, daß nur dann, wenn die ihr gebotenen Predigten weltüberwindende Kräfte ins Feld führen, nur dann, wenn das Ewige Wurzel fassen würde in unseren Verhältnissen, man in Wahrheit sich um einen lebendigen Gott zu kümmern hätte. Sie hat genug von dem Kompromiß zwischen Himmel und Erde, der von der Kirche geschlossen wird. Nur keine Halbheiten. Ganz oder gar nicht.

Man spricht: Gibt es einen lebendigen Gott, der nicht nur hinter den Sternen thront, unbeteiligt an der Menschen Arbeit und Ringen, zufrieden, wenn ihm die regelmäßigen Huldigungen des „Gottesdienstes" dargebracht werden, sondern der die Welt und ihre Geschicke in seine allmächtige Hand genommen, um sie nach seinem Sinne umzugestalten, dann muß alles anders werden. Das Krumme gerade, das Hohe klein, das Niedrige erhöht, die Berge müssen fallen und die Abgründe sich erheben. Dann helfen offizielle Gottesdienste von Priestern und Pfarrern in vorgeschriebener Weise ohnehin nichts; dann wird das öffentliche Leben, Staat und

Gesellschaft, Völker und Menschheit umgeboren zu neuem Dasein; es verschwinden Übel und Elend aus der Menschen Reihen, die Ungerechtigkeit hört auf, Mammon, der Herr der Welt, erblaßt und stürzt von seinem goldenen Throne in den Staub. Ist Gott lebendig, nicht bloßer Anbetungsgegenstand, dann werden Ströme des Lebens, des Lichtes, der Liebe ausgegossen, dann lispeln nicht mehr angestellte Pfarrer verlegen ein Auffätzchen über Gott herunter, vor spärlich versammelter Gemeinde, nein, dann spricht er selbst zu uns im Sturmwind seiner Gerichte, im Geiste seiner ewigen Wahrheit.

Das ist der „lebendige Gott", wie ihn unser schlichter Menschenverstand auffaßt. O, ihr Pfarrer alle, warum prediget ihr uns nicht von ihm? Euere zaghaften Worte sind uns in innerster Seele zuwider. Oder lebt er nicht, ist sein Name nur Sache der Theologie und frommer Auffassung, wie ihr selbst uns so oft versichert und durch euer ganzes Verhalten bestätiget — dann steiget von der Kanzel, höret auf zu predigen nur für euer Brot und ergreifet irgend einen nützlichen Beruf. In seiner jetzigen Gestalt ist euer Dasein nicht nur unnütz, sondern direkt schädlich, verderblich für alle, die euch hören, weil ihr Lügen verkündigt, Lügen — nur um leben zu können!

II.

Dieses entscheidende Entweder — oder, ist der Ruf der Besten unserer Zeit an uns Pfarrer. Und unsere Aufgabe ist es, uns mit ihm auseinanderzusetzen. Wir dürfen ihn nicht mehr überhören. Die Tage friedlicher Unbekümmertheit sind vorbei. „Wehe denen, die sagen: Friede, Friede, wo doch kein Friede ist". Ja, wehe uns, wenn wir hartnäckig und verblendet auf unsere gelernte Theologie und Frömmigkeit bauen — wie Strohhalme vor dem Winde werden ihre klugen Sätze auseinandergeblasen werden, den Menschen zu Spott und Schadenfreude, wenn sie sehen, wie unsere bleichen Lippen zittern und unsere mutlos gewordene Zunge keine Worte

mehr findet. Wehe uns, wenn wir uns auf unsere Position verlassen, sprechend: uns wird es nicht treffen — nur um so sicherer werden über unseren Köpfen die schönen Andachtstempel, in die wir uns vor den Stürmen der Zeit zurückgezogen, zusammenbrechen, unter unseren Füßen hinwegstürzen die Fundamente, auf denen wir unsere Standpunkte aufgepflanzt. Angst und Verzweiflung wird sich malen auf unseren Gesichtern, wenn den papiernen Gott in Predigtkonzept und Liturgie, dem wir gedient, das Feuer verzehrt und es offenbar wird, daß wir den lebendigen Gott nie gekannt haben. Schnell, in Sturmeseile gehen wir diesen entscheidenden Zeiten entgegen. Sie kommen über uns, unwiderstehlich, schon schmettern die Kirchenpforten, krachen die Kirchenbalken vor dem Heulen ihrer Windsbraut.

Wir müssen dem lebendigen Gott die Ehre geben, nicht mehr auf beiden Seiten hinken.

Wir müssen alle Kompromisse und verlogenen Halbheiten von uns werfen.

Wir müssen verstehen und aussprechen lernen, daß Ewiges und Zeitliches nicht miteinander vermischt werden können.

Wir müssen zu zeugen anfangen von dem Gott, der nicht nur die Herzen rührt mit erbaulichem Worte, nein, der die Welt neu schafft; Berge stürzt und Täler erhöht.

Wir müssen den Entscheidungskampf, den Gott mit der Welt führt, mit kämpfen.

Keine Kompromisse mehr. Eine lebendige Moral, ein weltüberwindender Glaube.

Oder wie lange noch wollet ihr die ungelöste und doch so brennende Frage nach Gott mit euch herumtragen? Wie lange soll es noch ein offenes Geheimnis unter den Pfarrern sein, daß sie gerade die eine große Hauptsache in Unsicherheit lassen? Wie lange soll dieser furchtbare Trug, über Gott nicht im Reinen zu sein, euere Herzen vergiften? Warum seid ihr so kühl, so gelassen, warum spricht der Schaden unseres Volkes, der gerade aus dem falschen Gottesbekenntnisse entstanden, nicht zu euerer Seele? Warum stört es

eueren Gleichmut nicht, daß ihr so wenig zu sagen habt, so viel unbrauchbare Theorie den hungernden Menschen vorsetzet, die um euere Predigt sich versammeln in der, ach immer wieder, getäuschten Hoffnung, irgend ein Körnlein wahrhaftiger Speise zu erhaschen? Ist denn das nichts, daß Leben und Predigt ganz auseinandergerissen sind, daß Sünden und gen Himmel schreiendes Elend die Gesundheit des Volkes verzehren, während wir eine weihevolle Andachtsstunde mit einem kleinen Häuflein Getreuer halten? Ist es nichts, daß das Evangelium, diese weltumgestaltende revolutionäre Botschaft vom lebendigen Gott, eine Formel für Gottesdienste hinter Türen und Wänden geworden ist? Seid ihr tot? Oder kirre gemacht durch die Vorzüge euerer Anstellung, gebunden durch die Rücksicht auf Weib und Kind, eingeschüchtert durch die Macht des Geldes? Seid ihr wirklich die Pfaffen, von denen das Volk roh und spöttisch spricht, unheilbar verdorben durch klerikalen Geist? O, wenn noch Leben in euch ist, suchet, bittet, klopfet an vor den Pforten des Evangeliums mit dem, der in Not und Angst des Herzens zu euch spricht.

Was ist das Evangelium? Die Botschaft von der Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes. (Röm. 1, 16—17.)

Gott selbst will durch das Evangelium Jesu Christi unter uns wirksam werden. Seine Gerechtigkeit durch uns auf Erden zur Geltung bringen. Das Evangelium sagt: Sünde und Übel sollen nicht länger zu einer bloßen Vorsehung Gottes in Beziehung gebracht werden, sondern aufhören, weil Gott nicht mehr bloß Vorsehung mit uns spielen will, sondern selbst da sein, wo Sünde und Übel waren. Alle Mächte dieser Welt dürfen nicht mehr bloß in eine fromme oder anbetende Stellung zu ihm treten, sondern müssen seiner Gerechtigkeit untertan werden. Alle Rätsel und Fragen über die Unvollkommenheit der Dinge sollen abgetan sein — denn gerade darum handelt es sich im Evangelium, daß sie durch den Geist des gegenwärtigen Gottes, nicht mehr bloß durch spitzfindige Argumente aufgelöst werden. Philosophie und Theologie wandeln sich in lebendige Erfahrung, denn Gott ist

nicht mehr nur als abstrakter Gedanke im Gehirn der Menschen, sondern in seiner eigenen Wirklichkeit vorhanden. Die Welt, Verhältnisse, wie Herzen, werden von Grund aus erneuert, weil sie mit Gott selbst in wirkliche Berührung kommen, befreit aus dem unsicheren Gelispel zweifelnder Menschenweisheit. Die Ewigkeit nimmt Besitz von der Zeitlichkeit und schmilzt sie um zu unvergänglichem Leben.

Und das alles, liebe Amtsbrüder, ist ganz selbstverständlich, wenn Gott selbst es ist, der im Evangelium offenbar geworden, wenn eben darin das Evangelium besteht, daß Gott in der Welt wirksam werden soll. Das ist keine Theorie, nicht Theologie und Mystik, sondern helle, klare Tatsächlichkeit.

Was folgt daraus für uns Pfarrer?

Daß wir dem Alten den Untergang ankündigen und den Menschen wieder das Reich Gottes, das Jesus zum Inhalt seiner Predigt gemacht, nahe bringen.

III.

Vor allem keine Kompromisse mehr. Unser ganzes Christentum ist ein ununterbrochener Kompromiß mit den Mächten dieser Welt. Es hinkt auf beiden Seiten; es dient Gott und dem Mammon. Schauet euch die christlichen Regierungen und Staaten an, die christliche Gesellschaft, das christliche Privatleben — immer stoßet ihr auf dasselbe lügnerische Schauspiel. Die Regierungen, die das Evangelium bewußt zum Gegenstande ihrer Fürsorge machen, bekennen sich feierlich zu seinen Grundsätzen und verpflichten die berufenen Erzieher des Volkes ausdrücklich auf die Bibel, als Quelle und Ursprung des Christentums. Sie wollen, daß die Untertanen im Bibelwort unterrichtet werden, in der Meinung, daß die biblische Weltanschauung zum Gemeingut aller werde. Und in Wirklichkeit tun sie selbst das gerade Gegenteil von dem, was die Bibel sagt.

Für das Evangelium ist der Krieg ein Greuel, die Grundsätze Jesu machen jeden Krieg unmöglich — der christliche Staat aber verwendet gerade die Verkündiger des Evangeliums, uns Pfarrer, dazu, um seinen Soldaten Mut und kriegerische Begeisterung einzuflößen. Er verlangt von uns, daß wir den Einfluß unseres Christentums dafür geltend machen, daß das Militär an die volle Übereinstimmung zwischen Evangelium und Krieg glaube. Die Soldaten sollen die Überzeugung bekommen, daß sie ein heiliges, gottgefälliges Werk tun, wenn sie ihre Gewehre auf Menschen richten, während das Evangelium ausdrücklich jede Gewalttat verbietet. Es ist unmöglich, Evangelium und Staatsräson miteinander zu verbinden. Aber dann soll auch der Staat keine Kompromisse mit dem Evangelium schließen. — Das Evangelium will ferner ganz besonders eine Botschaft für die Armen und Geringen sein. Wo der Geist des Evangeliums regiert, da verschwinden Armut und Not. Der christliche Staat dagegen ist mit vollem Bewußtsein ein Staat der Reichen und Vornehmen, ohne sich — die bescheidenen Versuche, die ärgsten Scheußlichkeiten gegen die Armen abzustellen, abgerechnet — um das Elend der Kleinen zu kümmern. Eine schreiende Disharmonie — aber wen kümmert sie außer den Sozialdemokraten? — Das Evangelium endlich ordnet sich alle Herrschaften, Mächte, Gewalten und Fürstentümer unter, da es als das Wort des lebendigen Gottes nichts anerkennt neben ihm. Der christliche Staat dagegen steht an brutaler Machtvollkommenheit dem heidnischen in nichts nach. Gewalt und Selbstherrlichkeit ist sein Wesen. Ihm muß alles dienstbar sein. Wehe dem, der im Namen des Evangeliums gegen ihn aufsteht!

Welch furchtbare Lüge, dieser Bund zwischen Evangelium und Gewaltherrschaft! Ein unmöglicher Bund, wie das Betragen der Regierungen selbst mit unmißverständlicher Deutlichkeit zeigt. Aber wer sieht dieser Lüge ins Gesicht, wem geht sie zu Herzen? Leset die erschütternden Weckrufe eines Tolstoi und saget dann, ob dieser alles vergiftende Kompromiß nicht vorhanden ist — alles vergiftend, weil er auf der

einen Seite das Evangelium verunstaltet, auf der anderen der Weltmacht es ermöglicht, unter dem Deckmantel der Christlichkeit nur um so sicherer Schandtat auf Schandtat zu häufen.

Betrachtet das Aussehen unserer Gesellschaft: ist nicht das Christentum, zu dem sie sich mehr oder weniger aufrichtig bekennt, ein widriger Kompromiß zwischen den evangelischen Wahrheiten und nacktem Klassengeist? Werden nicht gerade die Kinder der Vornehmen mit besonderem Eifer im christlichen Glauben unterrichtet — als wäre er nichts anderes, als eine Verhaltungsmaßregel für die Oberen? Gibt es nicht christliche Gymnasien, die vermöge ihres unerschwinglichen Schulgeldes die Söhne der Unbemittelten von den Segnungen des Evangeliums ausschließen, um dieselben nur den Söhnen der Begüterten zuzulenken? Und sehen wir dieses Hand in Handgehen des Christentums mit der Aristokratie und Plutokratie nicht überall, wohin wir auch die Augen wenden? Die Massen, für die das ursprüngliche Christentum bestimmt gewesen, sind durchweg für seine Verkündigung verloren, während die, welchen das furchtbare Wort Jesu gegolten: „Leichter wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher in Gottes Reich", sich als die Schirmer und Hüter christlichen Glaubens aufspielen.

Was sehen wir in dieser Tatsache anderes, als daß das Christentum im Dienste der herrschenden Klassen steht, um die unteren durch Vorspiegelung seiner Wahrheiten in knechtischer Unterwürfigkeit niederzuhalten? Oder ist es etwas anderes als das, wenn die strahlende Hoffnung des Evangeliums auf ein ewiges Leben, die seinen ersten Bekennern todesmutige Begeisterung zur Überwindung der Weltmacht eingehaucht, im Munde der Oberen zur heuchlerischen Zumutung an die Unteren sich verflüchtigt, um der Seligkeit im „Jenseits" willen, die Ungerechtigkeiten — die sie selbst an ihnen begehen — geduldig und gottergeben zu ertragen? Was hat das ewige Leben mit diesem Jenseits zu schaffen? Sind die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums heute mehr als das bequeme Mittel in den Händen der herrschenden Gesellschaft, alle Un-

zufriedenheit der gequälten Arbeitermassen mit dem Brandmal der gottlosen Gesinnung zu kennzeichnen? Für was ist das Evangelium noch gut, wenn nicht dafür, daß man von denen Zucht und Ordnung, Sittlichkeit und Glauben verlangt, die man durch eine aller Beschreibung spottende Behandlung selbst zur Verzweiflung treibt — Bibelworte auf den Lippen? Soll das Evangelium in unserer Mitte noch etwas anderes sein, als das Wort der Verteidigung und Aufrechterhaltung einer widergöttlichen Ordnung der Dinge, — die Polizeimacht im Reiche des Geistes?

Diesem Kompromisse zwischen Wahrheit und Lüge, blutigen Hohnes voll, gilt der Protest der vielen ernsten Bücher, die sich zwischen der sonstigen Schundliteratur hindurch auf den Markt drängen; von allen Seiten erheben sich Stimmen bittersten Zornes gegen das Zerrbild des ursprünglichen Evangeliums, um so eindringlicher und leidenschaftlicher, als seine berufenen Verkündiger verlegen schweigen, wenn sie nicht selbst an dem Kompromisse mit vollem Eifer teilnehmen.

Sehet hinein in das Getriebe unseres Privatchristentums: Kompromiß über Kompromiß zwischen Evangelium und Selbstsucht. Die gewaltigen Tatsächlichkeiten des Evangeliums — umgewandelt sind sie in die unschuldigen und sanften Flüstertöne einer Herzensfrömmigkeit, die sich nichts mehr von Tatsachen und Wirklichkeiten auf dem Boden des Evangeliums träumen läßt. Wofür die großen Vorkämpfer der göttlichen Wahrheit, die Gemeinden der ersten Christenheit, ihr Leben in die Schanze geschlagen, das wird heute zum Gegenstande andächtiger Seelenempfindung, weihevoller Gefühle, theologischer Betrachtung und Spekulation herabgemindert, oder mit Verachtung und Abscheu auf die Seite geworfen. Unser christlicher Glaube ist etwas ganz speziell Seelisches geworden, eine Seelenzauberei mit biblischen Versen als Formeln und Zaubersprüchen. Das ist der grundfalsche Kompromiß: was das Evangelium als leuchtende, neuschaffende Wirklichkeit für Leib und Seele gebracht, das wird klug und geschickt in eine „innere Herzenswahrheit" umgewandelt, die mit dem

„äußeren Leben" nichts zu tun habe. Wahrlich, wenn der Satan selbst das Evangelium auszulegen unternommen, — eine bessere Entstellung seines Wesens, als diese christliche mit ihrer Unterscheidung zwischen Innerem und Äußerem, hätte er nicht zustande gebracht. Wirksamer kann man seine einfache und einheitliche Wahrheit nicht zu schanden machen, als so. Diese Unterscheidung ist es, die es auch dem ernstesten Christen ermöglicht, Gott und dem Mammon zu dienen, ohne es nur zu merken, sie ist es, die den Namen Gottes ganz und gar aus dem wirklichen Menschenleben getilgt hat; sie trägt die Schuld, wenn sich gerade die „Gläubigen" den Himmel, den Thron des lebendigen Gottes, nicht anders vorzustellen vermögen, als unter der Form eines jenseitigen Himmelssaales aus Gold und Diamanten; sie, sie allein ist dafür verantwortlich, daß heute die dringensten Forderungen nicht nur des Evangeliums, nein, der allergewöhnlichsten Humanität von den Christen selbst als unmöglich und unsinnig von der Hand gewiesen werden, und die Welt einer Erschütterung entgegen geht, der gegenüber alle bisherigen Revolutionen nur ein Kinderspiel sind.

Keine Ahnung in den allerchristlichsten Kreisen davon, daß das Evangelium eine wirkliche *Macht* ist, herrschen und umgestalten will. Im Gegenteil, die tiefsten Wahrheiten, die elementarsten Postulate des Evangeliums gerade werden als „revolutionäre Umsturztendenz" gebrandmarkt — von denen, deren drittes Wort Jesus ist, Jesus der gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Krieg" und „wer nicht alles verläßt und folget mir nach, kann nicht mein Jünger sein"! Alles ist Egoismus, Kultus der eigenen Seele. Gott ist dafür da, die Steine aus dem Wege zu räumen, die dem fleischlichen Streben entgegen stehen; er soll trösten, helfen, retten, dienen, alles — nur nicht Er *selbst* sein, der Herr. Was das Evangelium auszurotten gekommen ist, wird durch unser Christentum emporgetragen und legitimiert: die Selbstsucht. Einst war es gefährlich ein Christ zu sein, heute konfirmieren wir unsere Kinder auf die Schönheit und Herrlich-

keit des Christentums. Ist nicht der gegenwärtige Charakter unserer Kirche, so fragen wir noch einmal, ihre Einrichtung, ihr Betrieb ein wehtuender, empörender Kompromiß zwischen Gott und Welt? Und ist es nicht wahr, daß dieser Kompromiß gerade immer von den Pfarrern aufrecht erhalten und verteidigt worden ist, als sei er eine heilige Wahrheit — wo er doch nie etwas anderes war, als das Postulat klerikaler Herrsch- und Genußsucht?

IV.

Das muß anders werden, liebe Amtsbrüder, nicht dies und jenes Äußerliche. Die soziale Frage kann von uns Pfarrern zunächst nur auf unserem eigenen Gebiete angegriffen werden. Soziales treiben und daneben an dem unheilvollen Kompromisse festhalten, von dem wir geredet — und der wahrlich alle soziale Arbeit, die wir leisteten, immer wieder wie Spreu vor sich herblasen würde — das hieße Sand in ein Sieb fassen. Nein. Erst müssen wir uns aus dem Sumpfe emporarbeiten, in dem wir stehen, eine Aufgabe, deren Inangriffnahme zugleich von Anfang an ganz anders wirksam zur Lösung der sozialen Frage beitragen wird, als unsere schönsten und durchdachtesten Vorträge es vermöchten. Ankämpfen mit der ganzen Kraft der Seele müssen wir gegen die Kompromisse des Christentums. Wir nehmen damit einen Kampf von unendlicher Tragweite, von unabsehbaren Konsequenzen auf uns, aber wir müssen. Sonst verfaulen wir. Das alte Vorurteil der Menschen für die Lauterkeit des Christentums, welches bis dahin unsere Wirksamkeit immer wieder möglich gemacht, ist im raschen Schwinden begriffen. Das Kapital, das uns die ersten Christen mit ihrer Wahrheitsliebe angehäuft, ist aufgebraucht, um mit Kierkegaard zu reden. Man glaubt uns nicht mehr, nur darum, weil wir auf der Kanzel stehen. Ja, wir müssen. Als dem Verfasser nach Erscheinen seines „Sie müssen" aus dem Kreise der Pfarrer entgegengehalten wurde: Auch wir müssen, da hat er sich

herzlich gefreut über diese prompte Quittierung seiner Anklage. Er ist überzeugt, heute noch, trotz aller gehässigen Entstellungen, die seinem Werke widerfahren sind, daß dieses Auch wir müssen, wenigstens von seiten derer, zu denen er im jetzigen Zusammenhang reden möchte, nicht als bloße Abwehr einer unbequemen Mahnstimme, sondern ernst und redlich gemeint war, als Besinnung auf ein neues, großes Müssen, das an die Stelle unserer bisherigen Lethargie zu treten habe. Ein Müssen Gottes aus innerster Seele, verwandt mit dem, welches durch die Reihen der Sozialdemokratie rauscht. Diesem Müssen möchte er hier zum Worte verhelfen.

Wie haben wir es zu machen, um ihn Geltung zu verschaffen? Was sollen wir tun? Auch hier wieder: anders predigen. Mit dem Worte kämpfen für die Welt des lebendigen Gottes. Wir haben kein anderes Mittel. Wir müssen den offenen Gegensatz, in welchem sich das ursprüngliche Evangelium zum gegenwärtigen Christentum befindet, mit aller uns möglichen Klarheit und Entschiedenheit, so wie sie uns gerade im Herzen brennt, aussprechen.

Wir dürfen uns dabei nicht scheuen vor dem Vorwurf, daß wir nur niederrissen und nicht bauten, den man uns sofort machen wird. So reden gewöhnlich Leute, die gar keine Ahnung haben, worum es es sich handelt. Das Niederreißen ist oft die dringendste, die erste Notwendigkeit. Gottfried Keller sagt einmal: „Man reißt nicht stets nieder um wieder aufzubauen; im Gegenteil, man reißt recht mit Fleiß nieder, um freien Raum für Licht und Luft zu gewinnen, welche überall sich von selbst einfinden, wo ein sperrender Gegenstand weggenommen ist.“ Alte Gebilde, lügenhafte Zustände müssen einfach fallen, bevor ans Bauen gedacht werden kann. Ein vorschnelles „Bauen“, vielleicht gerade um sich Verdrießlichkeiten und Umständlichkeiten zu ersparen, die mit dem „Niederreißen“ verbunden sind, würde nur schädlich wirken, wenn es nicht von vornherein durch unrichtiges und verfehltes Gestalten die ganze Sache unheilbar in den Augen der Menschen kompromittieren würde. Die Treue gegen eine Sache, der man

dienen will, zeigt sich eben darin, daß man auch vor den undankbaren und gefährlichen Seiten dieses Dienstes nicht zurückschreckt. Viele Leute reden vom „Aufbauen", weil sie gleich ein fertiges Haus, in das sie mit all ihren verkehrten Gedanken und Gewohnheiten flugs wieder einziehen könnten, vor Augen sehen möchten; man stört sie in ihrer faulen Ruhe mit seinen unangenehmen Wahrheiten, und nun suchen sie, wie der aufgescheuchte Vogel, irgendwo wieder unterzukommen. Alles andere kümmert sie nicht. Aber was soll man solchen Menschen für ein Christentum bauen? Würden sie mit einem anderen, als dem bisherigen, das sie in ihrer Behäbigkeit und geistlichen Lethargie ungestört läßt, zufrieden sein? Und sind nicht gerade die Menschen, die uns den Vorwurf des Niederreißens am geschwindesten entgegenwerfen, dieselben, welche von jeher jede große entscheidende Forderung im Namen der Wahrheit mit diesem Vorwurf empfangen haben? Hat nicht zum Beispiel ein Jeremia sein langes Leben hindurch niedergerissen, und steht er nicht, eben um seines furchtlosen Kampfes willen, als der Mann mit dem brennenden Herzen, mit dem tiefsten Empfinden groß und unvergeßlich vor uns? Wahrlich, zum „Niederreißen" gehört sehr oft viel mehr göttlicher Geist, als zum „Bauen". Ja, in der Arbeit Gottes steht das Niederreißen oben an — das Niederreißen all der künstlichen und lügenhaften Gebilde, welche die Menschen immer wieder vor die einfache, schon längst gebaute Wahrheit gestellt haben.

Also dieser Vorwurf darf uns nicht aufhalten. Es geht nicht anders: wir müssen rücksichtslos gegen das Alte sein. Es ist unhaltbar und soll deswegen auch verschwinden. Immer wieder, so schwer es uns auch fallen mag, müssen wir die ursprüngliche Absicht des Evangeliums: eine neue Welt in der alten zur Geltung zu bringen, hervorstellen. Immer wieder nachweisen — Beispiele springen in die Augen — wie ganz anders alles geworden ist, und mit schonungslosem Worte Rückkehr zur verlorenen Reinheit des Evangeliums verlangen. Darauf Nachdruck legen, daß Gott zum bloßen Kultusgegenstand in der Schätzung der Menschen herabgesunken ist, daß

die Zustände, in denen sich sein Wille spiegeln sollte, nach der Bitte, die Jesus uns in den Mund gelegt: dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, das gerade Gegenteil seines Willens sind; daß alle frommen Worte nichts helfen, wenn ihnen nicht eine entsprechende Gestaltung der Dinge zur Seite steht. Gottes Reich, nicht menschliche Kultur!

Es wird allerdings nicht möglich sein, gleichsam die innere Struktur des Reiches Gottes des näheren darzulegen. Dafür fehlt uns noch zu viel des lebendigen Geistes und daher auch der treffenden, erkenntnisdurchdrungenen Sprache. Es gilt vor allem die große Forderung des Reiches Gottes — so abstrakt sie auch klingen mag. Das hat nichts zu sagen, und mit der Zeit wird sie auch immer besser verstanden, von uns selbst und von den Hörern. Auch die Propheten und Apostel, sowie Jesus Christus selbst, haben sich nie eingehender über die Beschaffenheit des Reiches Gottes ausgesprochen und kein detailliertes Programm hinterlassen. Programme und Schilderungen ins Kleinste sind nur für solche, die den Geist der Sache nicht verstehen, und helfen — eben deswegen — nie wesentlich vorwärts. Wer den lebendigen Gott zur innersten Angelegenheit seines Wirkens und Schaffens gemacht hat, der wird nie um Worte verlegen sein, und wird auch besser verstanden als der, welcher die Geheimnisse des Reiches Gottes an den Fingern herzuzählen verstände — ohne Geist. Die Menschen verstehen uns bald, wenn wir ihnen vom lebendigen Gott reden, auch ohne viele Erklärungen. Ist doch eben gerade das der alte, in jedes Menschen Brust verborgene Gegensatz: Gott und eigenes Ich, Gott und Welt, über den hinaus es nichts Tieferes gibt. Was damit gemeint ist, wird von jedem wahrheitsliebenden Zuhörer unmittelbar empfunden.

Es handelt sich um eine prinzipielle Frontveränderung, nicht um einzelne Verbesserungen. Um einen neuen Geist für das gesamte Christentum. Gesetzt auch, wir wären imstande, an verschiedenen Punkten Änderungen im Sinne des Reiches Gottes zu treffen, vielleicht sogar Musterinstitutionen ins Leben zu rufen, an welchen das neue Wesen zur Darstellung

gelangte — immer würden diese vereinzelten Blumen am Froste der alten Verhältnisse zugrunde gehen. Wie der Geist des Alten durch alles hindurchgeht, was heute gilt und herrscht, wobei es auf seine besonderen konkreten Ausprägungen weniger ankommt, so muß der Geist des Reiches Gottes von innen heraus neue Verhältnisse schaffen, in welchen er sich Ausdruck gibt, und die nichts anderes sein sollen als die verschiedenen, an sich selbst nicht prinzipiell wichtigen Offenbarungen seines Wesens. So oder anders — wenn nur alles im Geist und in der Wahrheit geschieht. „Wo der Geist ist, da ist Freiheit." Wir brauchen einen neuen Geist. Wie es heute die Selbstsucht ist, die sich durch das ganze Christentum hindurchzieht, so soll der neue Geist das Leben Gottes in unsere Herzen und Verhältnisse gießen. Nur nicht vor der Zeit in Ungeduld realisieren wollen, was erst zu seiner Zeit aufgehen kann. Gottes Schöpfungen wachsen organisch, ihrem eigenen Gesetze gehorchend, empor; mit Zwang und Eigensinn ist da am allerwenigsten etwas auszurichten. Was nicht aus dem Leben Gottes von selber fließt, das ist falsch und schafft nur neue Mühsal in der Welt. Wie viele edle Reich-Gottesfreunde haben es schon versucht, in irgend einer Gestalt zu verwirklichen, was ihnen im Herzen brannte, wie viele Anstalten und Gemeinschaften verdanken diesem Bestreben ihr Dasein — und doch! Was haben sie ausgerichtet? War es nicht das Schicksal der Mehrzahl derselben, nach den ersten Jahren der Begeisterung in sich selbst zu erstarren, oft zu steinharten Gebilden der Ungerechtigkeit, zu seelenlosen Mechanismen verblendeter Bigotterie? Hätten diese edlen, aber ungeduldigen Gründer mehr auf das Wort vertraut, hätten sie alle ihre begeisterten Triebkräfte zu einem prophetischen Proteste gegen das verlogene Christentum zusammengefaßt, ohne an Gründungen zu denken, wartend und im Geiste flammend — wahrlich, es stände heute anders um uns. Was hat Jesus denn gegründet? Und doch braust sein Name wie die Sturmflut durch die Herzen der Menschheit. Was taten die Apostel und vor ihnen die Propheten besonderes? Aber sie glänzen wie die Sterne.

Was wäre geschehen, wenn die Reformatoren nicht hartnäckig alle Versuche abgelehnt hätten, das neue Wesen, das sie erfüllte, mit Gewalt ins Leben umzusetzen, unter alleiniger und ergreifender Berufung auf das Wort? „Das Wort allein tut es." Und was geschah, als sie den Lockungen des seine Ruhe in festen Organisationen und Gründungen suchenden Fleisches erlagen? Da erlosch der Geist, da entstand eine neue Priesterkirche neben der verworfenen alten.

V.

Das Wort allein tut es, liebe Amtsbrüder, das unermüdliche, tapfere, flammende, protestierende, beschwörende, verheißende Wort! O, wie schwer ist diese Aufgabe! Welche Last legt sie auf unsere Schultern, eine Last, von der sich die nichts träumen lassen, die ihren Geist an eine Einzelgründung verschwenden und sich damit einerseits die Arbeit für das Ganze ersparen, anderseits ein wohlfeiles Lob aller trägen Christen einernten, welche ihr eigenes Gewissen durch solche „Liebeswerke" beschwichtigt sehen. „Was tut man doch nicht alles, seht, ist das nicht werktätiges Christentum?" — ja, und dabei läßt es sich herrlich weiterträumen in der alten Nichtsnutzigkeit! Wie schwer hat es dagegen der Prediger, der für das Ganze einen neuen Geist sucht! Seine unbequemen „Zumutungen", sein Unvermögen, in irgend einer christlichen Gründung die Verwirklichung des Reiches Gottes zu sehen, seine scheinbare Untätigkeit — ach, weil er ja nur für ein einziges großes Tun entflammt ist — seine „Kritik" an allem Bestehenden, sein „Niederreißen ohne aufzubauen", seine „unnützen" und „schwärmerischen" Ideale, seine großen Hoffnungen, sein prinzipieller Bruch mit dem Bestehenden, namentlich aber seine zornige Anklage gegen das Christentum — das alles macht ihn einsam, verdächtig, unerträglich.

Solche einsame, verpönte Menschen müssen wir werden, wenn wir etwas für Gott ausrichten wollen. Geehrte und verhätschelte Pfarrer gibt es genug, verfolgte und verachtete

viel zu wenig. Geistliche Götzen, an deren Munde die Leute schwärmerisch hängen, mit deren Person ein heidnischer Kultus getrieben wird, sind in den Städten wie auf dem Lande zu treffen — aber wo sind die Pfarrer, die das offizielle Priester- und Gelehrtentum an der Spitze einer fanatisierten christlichen Gesellschaft in Acht und Bann erklärt? Gewiß, wir sollen uns nicht „zur Märtyrerkrone drängen". Wir sollen ganz einfach unsere Pflicht tun, die große Pflicht vor Gott, ohne uns um Erfolg oder Mißerfolg zu kümmern — die Feindschaft kommt von selbst. Was hat es zu bedeuten, ob uns die Menge verabscheue oder umschwärme, die arme christliche Menge, die nie weiß, was sie will? Nicht für die Menschen sind wir da, sondern für Gott, für ihn allein. Nicht Eitelkeit und Größenwahn treibt uns zum neuen Bekenntnis des unverfälschten Evangeliums — wer mit diesen Motiven sich in den Weinberg Gottes drängt, der hat bald genug — nein, die Gewißheit eines unstillbaren Müssens, vor dem auch die eigene Schwachheit und Sünde in den Hintergrund tritt. Ja, wir müssen, wenn der lebendige Gott uns im Herzen brennt. Wir müssen brandmarken die lügenhaften Bündnisse zwischen Christentum und Welt; wir müssen Zeugnis ablegen für die ewige Bedeutung des Evangeliums, die alles Zeitliche auflöst, wir müssen den unerbittlichen Kampf für Gott und sein Reich auf uns nehmen gegen alle frommen Gebilde, die sich für dieses Reich ausgeben und doch nur aus der Feindschaft gegen Gott erwachsen sind.

Keine Kompromisse mehr — Gott allein.

VI.

Und eine neue Moral. Nächstenliebe, aus Gottesliebe fließend, als das Element des Reiches Gottes. Ernst machen, unerbittlich Ernst machen mit der Forderung, daß die Menschen zusammengehören in einem und demselben Geiste. Das Menschliche über dem Natürlichen. Rassen und Völker, Klassen und einzelne aus der Vogelperspektive ansehen. Alle Gegen-

sätze und Differenzen mit bewußter Einseitigkeit immer wieder dem Gemeinsamen untertan machen. Dieses Gemeinsame gegen alle Einwendungen untergeordneter Standpunkte, gegen allen verführerischen Schein des Gegenteils, gegen alle Einreden der Wissenschaft mit Leidenschaft hervorstellen. In der großen prophetischen, vom Evangelium als strahlende Reich-Gottes-gewißheit ausgesprochenen Hoffnung auf eine einige Menschheit, gereinigt von allem Übel, leben, weben und sein. Für diese Hoffnung immer wieder Zeugnis ablegen — liebe Amtsbrüder, das ist die Moral des Evangeliums, die unsere Herzen durchglühen soll.

Diese Moral bricht sich nicht mehr an den harten Kanten des sogenannten „tatsächlichen Lebens"; sie ordnet sich keinen bestehenden Verhältnissen unter, sie verklärt nicht, wie die bisherige, die materiellen Triebe des Menschen mit trügerischem Glorienschein, nein, sie ist aus der Wurzel der Ewigkeit erwachsen und deshalb den Versuchungen, sich an die Zeitlichkeit zu verlieren, nicht zugänglich. Man sagt so oft, die Moral wechsle mit der Kultur; jedes Volk, ja jede gesellschaftliche Gruppierung habe ihre eigene Moral. Neben der Herrenmoral stehe die Knechtemoral. Jede Klasse bilde sich ihre eigenen moralischen Vorstellungen. Das ist wahr für die Moral, die gleichsam an der Wurzel abgeschnitten und nun, wie das vom Baum gelöste Blatt, ein Spielball der verschiedenen Winde geworden ist. Wir haben uns schon oben mit einer, namentlich uns Pfarrer angehenden, Form derselben beschäftigt, mit der Moral, des gegenwärtigen Christentums und ihrer doktrinären Gesetzlichkeit — hier gehen wir nicht näher auf die Frage ein (cf. „das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage", S. 166 ff., ein Versuch des Verfassers, sie in ihrer prinzipiellen Bedeutung aufzufassen). Wir bemerken nur, daß jede Sondermoral neben ihren zufälligen Anschauungen ein bleibendes Grundelement enthält, das nicht aus zeitlichen Faktoren abgeleitet werden kann, und durch das sie mit allen anderen Moralprinzipien neben ihr doch wieder zu einem einheitlichen Komplexe letzter ewiger Wahrheiten verschmilzt.

Die Moral des Evangeliums nun — um mich so auszudrücken, trotzdem es sich hier, strenge genommen, nicht um Moral, sondern um das Geistesleben Gottes selbst handelt — macht diese letzten Wahrheiten zum ausdrücklichen und alleinigen Gegenstande ihres Denkens und Wollens. Sie will nichts anderes sein, als das vom ewigen Leben bestimmte Wollen des Menschen. Das Evangelium kennt keine Klassen-, keine Herren- und Sklavenmoral, keine Rassen- und Völkermoral, keine moralischen Grundsätze einzelner Nationen, sondern nur eine Ewigkeitsmoral als das für alle Ewigkeit sich gleich bleibende Geistesleben aller Menschen. Damit ist natürlich gegeben, daß diese Moral nicht schon irgendwo verwirklicht ist, sondern es erst in der Vollendung des Reiches Gottes sein kann. Im Verlauf der Geschichte ist sie die lebendige, nie ruhende, nie zufrieden gestellte Macht, die alle moralischen Gebilde, die die Menschen zu ihrem jeweiligen Lebensprinzip erheben, und die nie etwas anderes sein sollen, als eine irgendwie beschaffene Legitimation für die Gewalt der gerade herrschenden Mächte, immer wieder auflöst und vernichtet. Während die gewöhnliche Moral ihren ewigen Gehalt zugunsten materieller Rücksichten zurückstellt, lebt die des Evangeliums ganz und gar in der Ewigkeit — der Strom der Ewigkeit durchbrausend die Gefilde der Zeit.

Die einige, von allen Schlacken der Sünde und des Verderbens gereinigte Menschheit — das ist ihr Ziel. Sie kümmert sich nicht um Nebenfragen: wie werden sich die einzelnen Völker zur Menschheit verhalten, wie wird es möglich sein, ohne Vergewaltigung der individuellen Regsamkeit von einem und demselben Geistesleben aller Menschen zu reden? usw. Ein Meer ungelöster und heute noch unlösbarer Probleme umbraust den Kiel ihres kühnen Fahrzeuges; sie läßt sich nicht aus dem Kurse bringen. Vorwärts, der Vollendung entgegen — alles andere geht sie nicht an.

VII.

Diese lebendige Moral, liebe Amtsbrüder, muß durch unsere Verkündigung rauschen. Nicht was der einzelne in seiner Isoliertheit bedarf, soll uns vor allem wichtig sein, sondern was alle angeht. Auch im Umgang mit dem einzelnen müssen wir danach trachten, denselben an das Ganze anzuschließen, für die lebendige Hoffnung des Reiches Gottes zu gewinnen. Nichts gibt mehr Mut, Widerstandskraft in all den kleinen Reibungen des Lebens, als das. Solange das Evangelium nur in den Dienst der individuellen Interessen gespannt wird, tröstet und ermahnt ihr umsonst; erst wenn es den Tropfen der Privatexistenz in den Strom seiner ewigen Wahrheiten aufgenommen hat, wenn seine großen Ziele die Brust des einzelnen schwellen, ist es möglich, Licht und Leben ins Individuelle zu bringen. Es gibt keinen herrlicheren Trost, als die Ziele des Reiches Gottes. Gerade durch sie fühlt sich der einzelne bleibend gesichert, während das falsche Mitleid, das ihm auf seinen eigenen Boden folgt, ihn nur im Eigensinn, in der Trostlosigkeit bestärkt. Unsere Predigt darf nicht, wie die des heidnischen Priesters, zur bloßen Beratung, Tröstung und Pflege des privaten Daseins herabsinken; sie muß immer wieder die letzten Ewigkeitsgedanken des Evangeliums geltend machen und das Individuelle ihnen unterwerfen.

Immer mehr fallen auf diese Weise die tausend ebenso quälenden wie unnützen Fragen dahin, womit uns heute ein faules und desorientiertes Christentum heimsucht — und wie befreiend das auf unsere Seele wirkt, wie auf die der geplagten Fragesteller selbst, das werdet ihr aufs lebhafteste ermessen können. Oder ist es uns bei der gegenwärtigen Führung unseres Amtes nicht oft zumute, als seien wir in einer ganz fremden Welt? Eine unübersehbare Menge wunderlichster, kunterbunt durcheinander laufender Bedürfnisse, Begehren, Wünsche, Ansinnen, kleiner und kleinster Interessen wirbt um unsere Seele, nur nicht die Hauptsache, der wir leben wollen. Alles soll der Pfarrer wissen und können; für alles einen passenden Rat abgeben, die richtige Entscheidung

treffen; es ist wahrhaft rührend, wie sich namentlich an den Stadtpfarrer die verschiedensten Leute hängen, die er alle befriedigen soll aus dem reichen Schatz seines — was?

Liebe Freunde, diese Kleinkrämerei ist der Tod unseres Wirkens. Wir sind nicht dafür da. Wir müssen uns mit einer wahren Leidenschaft wehren für die Wahrheit und Unantastbarkeit unserer Aufgabe. Das Evangelium soll nicht „verhöckert" werden, mit Paulus zu reden. Wie viele Pfarrer sinken rasch zu Nullen herab in dieser vielgeschäftigen und nutzlosen „Gemeinnützigkeit". Wie viele kommen vor lauter elendem Krimskram nie zum eigentlichen Schaffen, nicht einmal zu innerer Sammlung, geschweige denn auf die Höhe des Evangeliums hinauf. Sie siechen dahin vor lauter „Gemeinnützigkeit", wie man diese Nichtsnutzigkeit, sich selbst ironisierend, getauft hat. Sie haben für alles Zeit, nur nie für die große Sache. Kein Wunder, daß ihr Wort zur bloßen Phrase herabsinkt, womit sie nur Ärger und Langeweile stiften. Wir reden mit Absicht so eindringlich von diesen „Kleinigkeiten". Es sind nicht Kleinigkeiten, sondern die ärgsten Feinde unseres Wirkens. Gerade das, was uns im jetzigen Zusammenhang das Herz füllt, ein einheitliches großes Leben, nicht Splitter und Brocken, spiegelt sich aufs deutlichste in der geschilderten „Treue im Kleinen". Wie sehr uns die lebendige Moral mangelt, merken wir in der Tat am besten an der drückenden Last der auf uns liegenden Spreu. Sind wir aber gegen Gott und sein Reich treu, so schwindet der Bann auf unseren Herzen, wir werden frei und wirken befreiend auf die mit uns Gebannten. In der neuen Reich-Gottesluft, die unsere Predigt verbreitet, sterben die tausend nur in der Stickluft des selbstsüchtigen Christentums gedeihenden Fragen und Frägelchen, Zweifel, Anliegen und Wünschlein ganz von selbst ab.

O, neue frische Luft! Öffnet die Fenster, sperrt die Türen auf, schüttelt den Staub ab, lasset die großen Gedanken des Evangeliums durch unsere griesgrämliche christliche Gesellschaft wehen! O, nicht so fertig, nicht faul auf sicherem Polster hingestreckt, nein, schaffend, ringend, vorwärtsdringend, hinein-

leuchtend in die Ungewißheiten der Gegenwart und Zukunft mit dem Strahl des Evangeliums vom lebendigen Gott! Mit brünstigem Geiste ruft es in unsere verworrene Zeit hinein: das Heil kommt! Glaubet an die Verheißungen des Evangeliums; ja glaubet — und dann redet. Mögen sie euch verlachen, verspotten, meiden als Schwärmer und unklare Köpfe, mögen sie alle Unbill auf euch häufen: redet — es bedarf nichts anderes — von den großen Tagen, die schon ein Jesaja im Geiste gesehen: „Es wird in späteren Zeiten geschehen, daß der Berg des Hauses des Herrn an der Spitze der Berge stehen und über alle Höhen wird erhaben sein, und es werden ihm alle Heiden zuströmen; und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt laßt uns wallen zum Berg des Herrn . . . Und er wird Schiedsrichter sein zwischen den Nationen und zurechtweisen große Völker, also daß sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Rebmessern verschmieden; kein Volk wird wider das andere ein Schwert erheben und sie werden nicht mehr kriegen lernen." (Jes. 2, 2—4.)

Menschen von großem Glauben, unbeirrbarem Hoffen allein, wie das Evangelium sie gebiert, helfen unserer Zeit auf. Menschen, die sich nicht ärgern über den Unglauben der Welt, nein, die ihr vor- und voranglauben.

VIII.

Ein weltüberwindender Glaube — der davon durchdrungen ist, daß es die Verwirklichung des Reiches Gottes gilt. Kirchentum und Christentum sind fertig, der Geist des Evangeliums steht mitten im Drange des Schaffens. Jene weisen auf ihre geprägten Lehren und Sittengesetze hin, als auf die endgültige, ein für allemal abgeschlossene Wahrheit — dieser erklärt, daß das wahre Christentum noch gar nicht da ist! Das ist eben die Verirrung der Christenheit, daß sie auf einen fertigen Besitz schwört, wo noch nichts fertig ist, alles im Werden. Sie wähnt, nichts mehr machen zu können, weil alles schon

gemacht sei, während der lebendige Glaube machen, nur machen will, weil noch nichts gemacht ist. Wir selbst müssen daran. Durch die Menschen bringt Gott sein Reich herbei. Nicht im äußerlichen Werk, sondern in der Energie des Geistes. Was das Evangelium sagt, will lebendig aufgenommen, angeeignet und in die Tat umgesetzt sein. Es sind bitter ernste Wahrheiten, die es offenbart, nicht schöne Betrachtungen. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst." Da gilt kein Besinnen, kein Entschuldigen. Der Einwand: Liebe läßt sich nicht gebieten, hat hier keinen Sinn, wo es sich um göttliche Dinge handelt, wie dies Kierkegaard in seinem herrlichen Buche: „Das Leben und Walten der Liebe", so ergreifend hervorgestellt hat. Es ist nicht nur schön und erbaulich, wenn wir aufgefordert werden, den Feind zu lieben, nicht zu sorgen, uns nicht Schätze zu sammeln auf Erden, nein, bitter ernst und bitter schwer. Diese Gebote wollen erfüllt sein, nicht als bloße Moralvorschriften eines göttlichen Gesetzbuches, sondern als die lebendigen Kräfte des Reiches Gottes. Sie ins Leben umsetzen, heißt die Arbeit für Gott verrichten. Nicht ein leerer formaler Gehorsam ist es, den sie verlangen, nur damit einem Gesetze Genüge getan werde, im Gegenteil: das Leben selbst drängt in ihnen zur Offenbarung. Sie verachten, heißt die Quellen des Lebens verstopfen.

Das vergessen zu haben, ist die große Not der Christenheit bis zum heutigen Tage, aus der so viel Unheil und Aberwitz erwachsen ist. Sie hat sich mit den Geboten des Evangeliums abgefunden, ihr schroffes, neuschaffendes Wort zur bloßen Gefühlsmoral abgeschwächt und so eine total verkehrte Situation geschaffen. Man sieht ja gleich, daß die Gebote des Evangeliums nicht in unsere Welt passen. Was soll dieselbe zum Beispiel mit dem Worte anfangen: „Ihr sollt nicht sorgen und sagen: was werden wir essen" usw.? Klingt dieses Wort nicht wie pfäffischer Hohn in den Ohren so vieler vom Mammon ausgesogener Menschen, die unter der Wucht der täglich auf sie einstürmenden Sorgen nie zu einem frohen Augenblicke kommen? Oder

was soll es heißen, wenn Jesus verlangt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist"? Hat seine Aufforderung: Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern den linken Backen auch darbieten, wenn ihr auf den rechten geschlagen werdet; wer mit euch rechten will und eueren Rock nehmen, dem lasset auch den Mantel; gib dem, der dich bittet, — die „christliche Moral" nicht verächtlich gemacht in den Augen tatkräftiger Menschen? Was soll die lüsterne und an Unzucht gewöhnte Welt aus dem Worte machen: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat in seinem Herzen schon mit ihr die Ehe gebrochen"? Oder mit dem anderen: „Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir"? Wie schickt sich die natürliche Roheit des Menschen in die Eröffnung: „Wer seinem Bruder sagt: du Narr, der wird des höllischen Feuers schuldig sein"? Wer beherzigt die grundlegende Aufforderung: „Gehet ein durch die enge Pforte"? Wer die ebenso entscheidende andere: „Nehmet auf euch mein Kreuz, verleugnet euch selbst"?

In der Tat: diese Worte sind nie gehalten worden von den „Christen" und werden nie gehalten werden. Sie sind der Gegenstand der bittersten Verlegenheit für alle Verkündiger des Evangeliums. Es ist auch ganz unnütz, über sie wie über schöne Moralvorschriften zu predigen. Die Pfarrer tun am besten — wenn sie sich nicht blamieren wollen — sie ganz auf der Seite zu lassen. Denn entweder ärgern sie ihr Publikum mit ihnen oder, was noch schlimmer ist, sie legen ihnen durch gewundene sophistische Künste — Predigtexposition genannt — einen unverfänglichen Sinn unter. Gestehen wir es nur offen: diese Worte können gar nicht gehalten werden. Sie sind nicht moralisch gemeint. Nur wenn in unseren Herzen der prinzipielle Gegensatz zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche dieser Welt erwacht ist, wenn wir zur Erkenntnis kommen, daß sich in der „Moral" des Evangeliums eine ganz neue Welt mit neuen Wertungen, neuen Kräften ankündigt, können wir im Ernste an das Halten ihrer Gebote denken, dessen uns bewußt, daß sie den vollständigen Bruch mit der alten

Frömmigkeit in sich schließen. Denn dann bedeuten sie uns nichts anderes, als die selbstverständliche Auswirkung des Göttlichen in der Welt — „uns" sage ich, denn unserem armen Volke dürfen wir nicht ohne weiteres mit ihnen kommen.

Was Jesus seinen Jüngern gesagt, kann nicht ohne Ungerechtigkeit von Anfang an jedermann ans Herz gelegt werden. Nein, wir selbst wollen zuerst und den anderen voraus durch die enge Pforte gehen, Verzicht leisten auf die Bequemlichkeit unseres bisherigen Daseins, es wagen mit der ewigen Welt, die uns aus dem Worte Jesu entgegenstrahlt. Wir Pfarrer wollen unser Leben daran geben, uns alles gefallen lassen, Menschen des lebendigen Gottes sein, wir Pfarrer wollen den entscheidenden Schritt in das unbekannte Land tun und das Göttliche ernst nehmen, mit dem wir so lange gespielt. Es soll gerade so sein, wie Jesus sagt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit". Gott unsere Welt, unsere Liebe, unser Hab und Gut, unsere Ehre, unsere Stellung! Wir wollen alles niederkämpfen im eigenen Herzen, was die Persönlichkeit des Menschen hinter sachliche Werte zurückstellt, eingedenk des Wortes Jesu von dem unvergänglichen Wert der Menschenseele. Mit dem großen Postulate wollen wir Pfarrer uns durchdringen, daß eine ganz neue Gemeinschaft der Menschen untereinander anfangen muß. Die alten Bedenken und Schranken — wir wollen sie von uns schleudern, indem wir uns das Gebot Jesu von der Liebe zum Mitmenschen zum Gegenstand täglicher heißer Arbeit machen. Nirgends, wohin wir auch blicken, merken wir in der alten Christenheit etwas von dieser Liebe, die Mensch neben Mensch stellt, ohne nach Rang und Abkunft zu fragen. Auch die aufrichtigsten Christen beugen sich vor den Standes- und Klassenunterschieden und verleugnen so das eigentliche Prinzip des Evangeliums, mögen sie auch im einzelnen viel Gutes tun, manchen warmen Strahl aufrichtig gemeinter Liebe in erkältete Herzen senden. Die Liebeswerke an den Armen entschädigen nicht für die Abwesenheit jener Liebe, die nicht in Almosen sich ausgibt, sondern die vor allem eine ganz neue

Wertung des Armen geltend macht. Die Almosen entbinden oft nur durch ihren gefälligen Schein von der eigentlichen Aufgabe. Sie halten unter dem Vorwand der Hilfe den Elenden fern, während die wahre Liebe ihn selber, nicht nur seine Not aufsucht. Die Liebe des Evangeliums macht gar keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig, reich und arm, sie sieht alle Menschen im Lichte der Ewigkeit an — alles andere ist ihr Nebensache.

IX.

Welcher Kampf, welch furchtbarer Kampf, liebe Amtsbrüder, erwartet uns, wenn wir mit diesem Evangelium unter die Leute treten! Wie anders sieht doch das wirkliche Leben aus hinter der gleißenden Decke des Christentums mit seinen schönen Grundsätzen! Wie breit liegen die Schatten der mammonistischen Wertung aller Menschen und Dinge auf unserer Gesellschaft! Wie muß sie ein Evangelium aufnehmen, das aus den unerreichbaren Tiefen des absoluten Ideales, — wenn nicht des absoluten „Unsinnes", — seine Predigten schöpft? Ist es nicht ein aussichtsloses Unternehmen, einer Welt, die das Menschenleben dem Geldsack zum Opfer bringt, von der Gleichheit und Freiheit aller Menschen zu reden? Ja, aussichtslos, wenn es uns nicht ins Herz geschrieben wäre, daß dieses Evangelium die Offenbarung des Lebens Gottes selbst ist, unmöglich, wenn es uns nicht klar wäre, daß das Göttliche von jeher unmöglich war in der Welt. Nicht auf dem Boden der Welt stehen wir, wenn wir es verkünden, sondern auf dem Boden der Ewigkeit. Wir erwarten nichts von der Welt, alles von Gott. Wir kämpfen ja gerade für seine Sache — und sollten uns verwundern, daß die Welt nichts davon wissen will?

Aber je zuversichtlicher wir reden, desto mehr erweitert sich auch das Terrain, das wir für Gott erobern. Alle, die uns hören, werden in den Kampf hineingezogen, für und wider. Niemand kann gleichgültig zur Seite stehen. Es handelt

sich nicht mehr um Lehren und Andachtsbetrachtungen, nein, um Leben. Gott wird wieder eine Macht in den Herzen, seitdem es offenbar und offenbarer wird, daß seine Worte nicht nur beschauliche Tröstungen für eine elende Welt, sondern die Ankündigung einer ganz anderen Welt sind, in welcher alles das realisiert werden soll, was bis dahin als bloßes Ideal, als lichter Traum in der Phantasie und Sehnsucht der Menschen gewaltet. Ströme lebendigen Wassers fließen wieder. Schmerzliche Kämpfe werden ausgefochten. Alte Bande lösen sich, neue werden geschlungen. Familien fahren auseinander, unbekannte Menschen schließen sich zusammen. Es gärt und ringt in der Tiefe der Herzen. Und unter tausend Nöten, schwach, von Verzagnis ergriffen, zitternd und bebend walten wir des mächtigen Wortes, das uns mit sich dahinreißt. Wir können nicht anders, wir müssen. Denn wir führen die Sache Gottes. Das ist der Kampf um eine neue Welt — o, wie viel wichtiger als alles soziale Arbeiten, zu dem wir uns etwa hingezogen fühlen! Aus diesem Kampf erwächst die Lösung der sozialen Frage von selbst. Aber wer wird ihn führen, wenn wir ermatten, wir Pfarrer, denen das Evangelium des lebendigen Gottes anvertraut ist?

X.

Die Arbeitermassen, die sich immer energischer zusammenballen, immer gewaltigere Ausdehnungen annehmen, — was anderes haben sie nötig, als dieses Wort, das ihrer tiefsten Sehnsucht entgegenkommt? Sie strecken sich empor nach einem neuen Leben, nach Anerkennung ihres Menschentums, nach Gleichberechtigung. Sie wollen nicht mehr länger nur nach ihren materiellen Leistungen gewertet sein, nach dem Gewinn, den sie der Gesellschaft erarbeiten, nein, ihre Persönlichkeit soll zur Geltung kommen; sie verlangen Achtung und Ehre für sich. Das Sachliche soll dienen, nicht mehr herrschen. „In gemeinsamer, planvoller Arbeit aller Menschen erobere sich die Macht der Persönlichkeit dauernd die formlosen Kräfte

der Materie. Niemand lebe nur für sich ein einsames düsteres, vom Elend oder vom Mammon vergiftetes Dasein, einer reiche dem anderen die Hand zu neuem, dauerndem Bunde, der alle umschließt. Nicht der einzelne, nein, die Gesamtheit." Was ist diese durch das Proletariat rauschende Gemeinsamkeitsmoral anderes, als das Prinzip des Evangeliums vom lebendigen Gott, der eben darum, weil er lebt, ein Gott aller Menschen ist? Mögen des Irrtums, der Verblendung, des Fanatismus Wolken noch vielfach die aufstrebende Arbeitergemeinde umschatten — daß hier Menschen von der leidenschaftlich in tausend Versammlungen und Vorträgen ausgesprochenen Absicht beseelt sind, eine wirkliche Gemeinschaft von Mensch zu Mensch zu stiften, daß ist ungeheuer groß, größer als alles, was bis dahin das von den Gegensätzen dieser Welt auseinandergespaltene Christentum geleistet hat.

Diese Arbeitermoral, wo der einzelne in den Idealen der Gesamtheit denkt und schafft, und die das Solidaritätsgefühl wieder zur alles durchdringenden Flamme entfacht hat, kommt dem Evangelium mit beiden Händen entgegen. Wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen. Das Vorherrschen des individuellen Elementes in unserer bisherigen Verkündigung hat uns die Arbeitermassen entfremdet. Sie verstehen die individuelle Moral nicht mehr, weil sie immer völliger zur zielbewußten Gemeinschaft zusammenwachsen. Die Interessen des einzelnen erscheinen ihnen kleinlich und egoistisch, gemessen an dem großen Gedanken, der durch ihre Schmerzen und Hoffnungen zuckt. Sie verstehen es nicht, gerade weil ihnen der unerbittliche Kapitalismus alles Eigene weggenommen hat, daß man sich für das kleine Reich der Dinge begeistern kann, welches dem Besitzenden Seele und Leben erfüllt. Eben weil ihnen der Kampf mit der Herrschgewalt der Sachen, dadurch daß sie des Eigentums von seiten der oberen Klassen beraubt worden, leicht gemacht ist, haben sie — und darin zeigt sich die ausgleichende Gerechtigkeit des Geschehens — sich eine Stufe sittlicher Anschauung errungen, von welcher der an tausend Sachinteressen gebundene Durchschnittsbürger

keine Ahnung hat. Sie stehen als Gesamterscheinung unvergleichlich höher da, als die anderen Klassen.

Und das bedeutet für uns eine neue Stellung. Wir müssen das Evangelium vom lebendigen Gott lösen aus der bevormundenden Fürsorge der oberen Klassen, in welcher es ganz und gar — aus naheliegenden Gründen — für die individuellen Interessen zugeschnitten wurde. Die Arbeiterbewegung soll uns die Augen öffnen für die große Wahrheit, daß Gottes Wort über den verschiedenen Klassen steht, um sie alle in sein eigenes Wesen einzuschließen, das sie umgebiert zu neuem gemeinschaftlichem Dasein. Wir müssen eine andere Predigt bekommen. Wir dürfen uns nicht länger dem Gedanken verschließen, daß die Bewegung, die aus der Arbeiterschaft emporsteigt, recht hat in ihren großen Grundzügen. Und wir müssen ihr auch recht geben auf der Kanzel. Es geht nicht mehr an, daß wir sie einfach ignorieren, etwa mit der Entschuldigung, wirtschaftliche Fragen gehörten nicht in die Kirche. Das ist Spiegelfechterei. Es handelt sich bei der sozialen Frage nicht um Wirtschaftliches — wir können das nicht scharf genug betonen — sondern um unsterbliche Menschenseelen, um das Ringen versklavter, an die Materie geknechteter Persönlichkeiten, also um die höchsten Interessen der Menschheit. Das dürfen wir nicht länger übersehen. Unsere Predigt muß ganz und ohne Einschränkungen, ohne klerikale Bedenklichkeiten und gesellschaftliche Rücksichten für die großen Ziele des Sozialismus einstehen. Abschütteln müssen wir unsere eigene Vergangenheit: das Lebensideal, das uns die individuelle Moral anerzogen, die Anschauungen des herrschenden Christentums, in denen wir aufgewachsen, die tausend Vorurteile, die uns die Philosophie der herrschenden Klassen eingeimpft hat. Vergessen, woher wir selbst gekommen sind. Neu anfangen. Innerlich frei werden. Über den Klassen stehen. Zerschneiden die Bande, die uns an eine alte liebe Welt fesseln. Wenn es sein muß: Vater und Mutter verlassen, fremd werden unseren Freunden. An keiner untergeordneten Sonderanschauung mehr festhalten, alle Kreise, die uns ein-

geschlossen, durchbrechen, vor keinen Schranken stille stehen — bis wir angelangt sind am Ozean der Ewigkeit.

Und so predigen. Predigen gegen die Sachenherrschaft, gegen die Versklavung freier Persönlichkeiten unter die Materie, gegen die Macht des Besitzes, der die Menschen zu unversöhnlicher Feindschaft auseinanderspaltet, das Dasein verschiedener Klassen und Kasten, entstanden aus der falschen Wertung der Materie; gegen die Beurteilung und Schätzung des Menschen nach seinem Gelde, gegen alles, was sich zwischen Gott und Mensch und zwischen die Gemeinschaft der Menschen untereinander als tote und ertötende Größe hineingeschoben hat. Schwer, bitter schwer ist diese Aufgabe, ein Entscheidungskampf — aber notwendig. Wir müssen. Um Gottes willen, nicht um der Menschen willen.

XI.

Und die Beugung unter Sünde und Elend muß aufhören. Es muß aufhören, daß wir uns praktisch in diese Mächte schicken und theoretisch gegen sie eifern. Woher anders stammen sie, als aus der Selbstsucht, die die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch zerreißt, um sich in verlogenem Einzeldasein eine eigene Welt zu bauen? Was ist Sünde, wenn nicht die Urlüge, als sei der Egoismus das Leben? „Geiz ist die Wurzel alles Übels." Aber wo die Kräfte des Evangeliums walten, da verschwinden sie. „Im Evangelium ist geoffenbart die Gerechtigkeit Gottes." Und wo Gott ist, kann Sünde und Tod nicht sein. In der Trennung von Gott sind sie entstanden, mit der Aufhebung der Trennung hören sie auf, wie die Finsternis mit der aufgehenden Sonne.

Nichts ist so klar — aber gegen nichts sträubt sich das offizielle Christentum mehr. Leiden, nicht überwinden, ist seine Devise geworden. Passive Moral — nicht aktive. Sich schicken und ergeben. Gottes Willen gerade darin sehen, was seinem Willen entgegen ist. Fatalismus, nicht Glaube. Heidentum,

nicht Evangelium. Nehmet dem Christentum den Schicksalsglauben fort — und ihr zerstöret den Kern seiner Frömmigkeit; denn Fatalismus und Angst ums eigene Leben gehen immer Hand in Hand. Diese Angst aber ist es, was wir heute christliche Religion nennen. O, wiederholen wollen wir es, bis es in allen Herzen tönt: dieses Christentum ist falsch! Eine Lästerung Gottes! Wenn der Glaube an die Überwindung von Sünde und Übel nicht durch unsere Predigt strömt, so ist unsere Wirksamkeit null. Immer und immer wieder sei es ausgesprochen: das Rätseln und Zweifeln, das Sichbücken und im Staubeliegen vor „Unerforschlichkeiten", „Schicksalsfügungen", „Ratschlüssen", dieser ganze Fatalismus, wie er nicht nur über den Gedanken des niederen Volkes, sondern auch über den Spekulationen unserer Philosophen und Theologen brütet, — ist nacktes Heidentum. Wir wollen uns darüber keinen Augenblick täuschen. Fahren wir fort, wie wir getan, zwischen Gott und Bösem zu halbieren, das Evangelium wie eine Zauberformel gegen das „unergründliche Wesen" des Jammers und Elendes zu handhaben; gewinnen wir den Mut nicht — eingeschüchtert von Christentum und Wissenschaft — frank, ohne Wimperzucken zu erklären, daß der lebendige Gott nichts zu schaffen habe mit Sünde und Übel, daß er „nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen" sei, so sind wir heidnische Priester, nicht christliche Prediger.

Gewiß, Torheit und Schwärmerei ist dieses Bekenntnis für die Welt; aber nur deshalb, weil die Menschen infolge unseres faulen Christentums wieder heidnisch geworden sind. Das Heidentum ist der maßgebende Geist der christlichen Kultur. Aber was hat uns dieses Heidentum zu kümmern? Was hat es uns anzufechten, daß die modernen Menschen so gut wie die antiken sich in die Botschaft vom lebendigen Gott nicht zu schicken vermögen? Daß sie sich lieber durch faule Tröstungen mit dem Bösen abfinden, anstatt daran zu glauben, daß es überwunden werden muß? Was haben wir Pfarrer, die Prediger des lebendigen Gottes, zu schaffen mit dieser angeborenen Trägheit der Menschen, ihrem Grundlaster, mit

Fichte zu reden? Ist denn nur die heidnische Weltanschauung denkbar? Ist sie wirklich so vernünftig, gemessen an der höchsten Vernunft der Dinge? Was ist vernünftiger: daß das Böse in einen nie zu ergründenden ewigen Ratschluß Gottes gehört, oder daß es zwischen hinein gekommen ist und deshalb wieder aufhören muß?

Doch abgesehen von diesen und andern stets zweifelhaften Versuchen, das Evangelium vor der „Dirne Vernunft", wie Luther im Zorn einmal gewettert, zu legitimieren, ist es nicht von selbst klar, daß wir es sagen müssen — nicht als Theorie, sondern als Wort des Kampfes — daß vor dem lebendigen Gott alles dahinschwindet, was sich gegen ihn erhebt? Die Welt weiß nichts vom lebendigen Gott, so wenig wie das offizielle Christentum; mag sie deshalb in den Mächten des Bösen göttliche Wesen — heute sagt man „Fügungen" — erkennen, wir haben ihn zu verkündigen, zu sagen, daß seine Gerechtigkeit im Evangelium von Jesus Christus offenbar geworden ist und immer mehr offenbar werden will, auf Erden wie im Himmel. Eben darin besteht ja das Evangelium, daß es der Welt nicht eine neue Lehre über Gott und göttliche Dinge bringt, sondern ausdrücklich gegen alle Lehre und Menschenmeinung den lebendigen Gott selbst inmitten der menschlichen Gesellschaft verkündigt. Gott selbst! das Evangelium, sagt Paulus, ist eine Kraft Gottes, und Jesus spricht im Hohenpriesterlichen Gebet von der Einheit, welche durch ihn zwischen Gott und den Menschen hergestellt sei: „Auf daß sie alle eins seien, gleich wie wir eins sind." Gott selbst, liebe Freunde, nicht ein Wort, eine Religion mit Gott, nein Er in seiner eigenen Wirklichkeit! Verstehen wir das? O, ich halte dafür, daß es von Wenigen noch begriffen wird, — die Pfarrer wären sonst ganz andere Menschen! Oder muß es uns nicht von Grund aus anders machen, wenn wir dies: Gott selbst offenbar im Evangelium, verstanden haben? Heißt dies nicht, um es noch einmal auszusprechen (c. f. des Verfassers „Gerechtigkeit"), Sünde und Übel überwinden? Werden diese Ver-

derbnismächte noch länger am Marke unseres Lebens zehren, wenn die Energie des Geistes Gottes durch unsre Herzen und Verhältnisse strömen wird? Muß nicht Faulheit, Unlust, Götzendienst, Unbekümmertheit gegen alles, was nicht zum Egoismus gehört, aufhören, wenn Gott selbst der Inhalt unseres Lebens geworden ist? Schmelzen da unsere Herzen, die die Sünde getrennt, nicht wieder zusammen? Ist es uns da noch möglich, der Selbstsucht zu fröhnen, wenn die Kräfte Gottes uns ergriffen haben? O, warum müssen wir so lange von lichten Selbstverständlichkeiten reden?

XII.

„Und heute" — ja heute ist's noch nicht vorhanden. Das liebe Heute! Ach, wie dankbar sind doch viele Christen im stillen dafür, daß die große Gotteswelt noch nicht da ist — sie müßten sonst so viele bequeme Kleinigkeiten wegwerfen. Wie froh sind sie, daß sie den „unklaren Schwärmern und Stürmern" die „nüchterne Realität der Gegenwart" entgegen zu halten vermögen als Schild und Schirm! Ach, jetzt kommt es einmal zu Ehren, das nüchterne, schüchterne, feige Wesen, dessen man sich eigentlich immer ein wenig geschämt. Vor der Ungeheuerlichkeit und Absurdität jener, Sünde und Übel abschaffenden, „Theorie" darf sich auch das „nüchterne Denken" hervorwagen zum fröhlichen Kampfe gegen „Schwärmerei und Überspanntheit". Sonst bekreuzte man sich vor allem Heidentum — jetzt schließt man mit zitternder Eilfertigkeit die Hände um die Waffen, die es austeilt. „Man" — auch Pfarrer, die Prediger des lebendigen Gottes. Ach, wie viele von ihnen schreiten einher in dem erhebenden Gefühle, nüchtern und besonnen bis ins Herz hinein zu sein! Gerade sie reden mit besonderer Emphase von dem „Heute", das es ihnen ermöglicht, trotzdem sie das Wort Gottes predigen, vernünftige und anerkannte Menschen zu sein!

Liebe Freunde, sollen wir das Heute zum Maßstabe der Ewigkeit machen, in der wir stehen? Brauchen wir uns um

die Entwicklung der Dinge zu kümmern, müssen wir nicht die ganze Absolutheit des Evangeliums geltend machen, unbeirrt durch die Beschaffenheit einer armseligen, doch nur zum Verschwinden bestimmten Gegenwart? Toren und Narren werden wir gescholten — bangt euch deswegen? Ist das Göttliche je anders bezeichnet worden?

Und ist es nicht so, daß, wo der Mensch seine quietistischen Beschaulichkeiten abwirft und zur Tat übergeht, auch wirklich eine Menge für unüberwindlich gehaltener Übelstände aus seinem Leben verschwinden? Sollte es immer unmöglich sein, die inneren und äußeren Schäden alle, an denen wir kranken, aus der Welt zu schaffen? Bedarf es dazu etwas anderes als des guten, von Gott begeisterten Willens? Und erst gar, wenn wir es wissen und den Menschen ins Herz schreiben, daß damit das Reich Gottes gebaut wird? Wenn alle Vorschriften des Guten uns nicht mehr wie zufällig zusammengebundene Satzungen sind, sondern die aus einer und derselben Quelle, dem göttlichen Leben, sprudelnden Wellen — was gibt es dann noch, das uns Widerstand leisten würde?

Freilich an uns selbst liegt es. Die Einrede: man müsse warten und sich bescheiden können, weiß nicht, was sie sagt. Das Göttliche fällt nicht von selbst, wie ein Zaubergebilde, unserem Verständnisse fremd, ein unverstandenes Gaukelspiel für unsere Augen, vom Himmel herunter. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußern Gebärden, man wird auch nicht sagen: siehe, hier oder da ist es; sondern es ist inwendig in euch." Aus dem Innern unseres, vom lebendigen Gott durchdrungenen Herzens muß es sich ergießen. Wir alle glauben, in dieser oder jener Weise, an die schließliche Vollendung des Reiches Gottes. Wohlan, diese Vollendung geschieht nur dann, wenn wir von uns selbst, denen der Geist Gottes verheißen ist, alles erwarten, unsere eigene Person zum Opfer bringen — nicht irgendwie in „objektiver" Weise. „Allmählich," sagt ihr, „entwickelt sich das Reich Gottes," — mag dies wahr oder falsch sein, jedenfalls dürfen wir das „Allmähliche" nicht zum Prinzip erheben,

wenn wir nicht uns selbst und unsere Zuhörer täuschen wollen. Oder ist dieses Allmählichkeitsprinzip für viele Pfarrer bis jetzt etwas anderes gewesen, als der Deckmantel der Bequemlichkeit? Wie süß läßt es sich doch träumen unter ihm! Mag Evolution oder Revolution die künftige Losung des Reiches Gottes sein, darauf haben wir nicht zu schauen; wir haben uns nicht „mit Fleisch und Blut zu beraten", wir haben nur zu wollen, ganz und entschieden. Damit die Sache Gottes überhaupt vorwärts gehe, ist es nötig, daß wir die lebendige Energie für Gott immer und überall geltend machen, ohne zu ermatten. Wo ist der Kampf, „der uns verordnet ist," wenn wir uns immer wieder mit der „Entwicklung" zu trösten vermögen?

Ja, übermenschlich schwer ist diese Aufgabe — aber „Gott ist in den Schwachen mächtig". Wie viel leichter lebt doch das Kompromiß-Christentum dahin, das den lebendigen Gott zum bloßen Erbauungswort heruntergesetzt hat? Wie viel bequemer macht es sich die landläufige christliche Moral, welche sich mit der Welt abfindet, statt sie zu überwinden; jener passive Quietismus, der im Elend unerforschliche Ratschlüsse Gottes anbetet, statt ihm die Kräfte des Lebens entgegenzustellen! Aber was haben sie für Früchte gebracht?

Liebe Freunde, es kostet unser Leben. „Wer seine Seele sucht, wird sie verlieren, wer sie aber verliert, der wird sie erhalten." Wir erbeben im Innersten vor der Pflicht, mit Gott ernst zu machen. Aber wer sind wir? Kommt es auf uns an? „Gott ist für uns, wer mag wider uns sein?"

So nehmen wir ihn auf, den Kampf um eine neue Welt.

Mammon.

I.

„Ich glaube, daß man irrt, wenn man im Mammonismus den einzigen Feind des Reiches Gottes sieht."

„Nun hat Jesus selbst allerdings in erster Linie gegen Mammonismus geeifert, aber nicht minder ernst gegen den Hochmut, die Selbstgerechtigkeit, den Neid, die Heuchelei, denen keineswegs nur die Besitzenden fröhnen."

Solche und ähnliche Stimmen, die bei Anlaß von „Sie müssen" von Pfarrern geäußert worden sind, beweisen, wie wenig man sich gerade in unseren Kreisen über die prinzipielle Bedeutung der Frage klar geworden ist.

Mammon ist eine Macht, nicht eine Sünde. In dieser Weise stellt Jesus ihn in Gegensatz zu Gott. „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." Gerade hier rächt sich die ausschließlich moralische Beurteilung, die der Pfarrer den Dingen angedeihen läßt. Die großen Gegensätze des Seins werden von ihm zu der moralischen Antithese: gut und bös, abgeschwächt, noch dazu in dem besonderen Sinne, wie die protestantische Ethik sie versteht. Nicht Mächte, sondern nur psychologische Phänomene sind es, die dieser Betrachtungsweise vorschweben. Alles spielt sich auf dem Boden der Seele ab. Gut ist der gute Wille, der Gehorsam gegen Gottes Gesetz, bös die Übertretung des Gesetzes. Ob der gute Wille nicht vielleicht doch, wie der Gefangene innerhalb seiner vier Wände, von einer schlimmen Tatsächlichkeit eingeschlossen ist, die seine guten Absichten unter die brutale Überlegenheit ihrer Herrschaft beugt, ihn zum Unrecht zwingend auch da, wo er recht

zu tun sich bewußt ist — eine derartige Reflexion liegt hier ganz fern. Man denkt nicht an solches, weil man überhaupt die Realität der Dinge nur im Sehwinkel seines Doktrinarismus anschaut. Mit einem Worte: die Gebundenheit der Menschen unter eine außermenschliche Herrschaft — von der Bibel kurz und derb „Fürst der Finsternis" genannt — wird in ihrer furchtbaren Tatsächlichkeit zugunsten moralischer Reflexionen, in welchen jene Herrschaft nur zum doktrinären Ausdruck kommt, fast vollständig übersehen und als „biblische" Vorstellungsart — mag man nun zustimmend oder ablehnend sich verhalten — auf die Seite gestellt. Theoretisch freilich geben namentlich die Bekenner der positiven Richtung ohne Zögern diese Versklavung unter bindende Mächte zu, praktisch indessen machen sie von dieser Erkenntnis viel weniger Gebrauch, als die prinzipielle Wichtigkeit der Frage es verlangt. Sie wenden sich frischweg wie alle andern an das „sittliche Bewußtsein" der Menschen, wie wenn „die Freiheit des Willens" trotz der zugestandenen Gebundenheit eine unbestrittene Tatsache wäre. Sie wagen es in ihrer Verkündigung ebensowenig wie andere, von der „Knechtschaft des Menschen" zu reden, in der vielleicht nicht unbegründeten Befürchtung, daß sie dadurch jede Möglichkeit, ihre Zuhörer für das Ideal ihrer protestantischen Ethik zu begeistern, verlieren würden.

So ist es dahin gekommen, daß wir Pfarrer es mit den Problemen des Bösen verblüffend leicht nehmen. In der Tat: wenn irgendwo, tut uns gerade auf diesem Gebiete eine Vertiefung dringend not. Leben, Erfahrung, Bekenntnisse der verschiedensten Menschen haben es schon lange dargetan, daß mit dem bloß psychologischen Gegensatz von gut und böse nicht auszukommen ist. Paulus hat wieder einmal recht mit seiner großen aber trostlosen Paradoxie: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich."

Die Sünde ist nach Paulus nichts anderes als die in die Erscheinung tretende Äußerung dieser Gebundenheit. Hochmut,

Neid, Selbstgerechtigkeit, Heuchelei, Laster aller Art sind, recht verstanden, Götzendienst. Ob es einen rein geistigen, nur aus sich selbst schöpfenden Hochmut gibt, können jedenfalls wir nicht wissen, die wir mit unserm Geiste an die sichtbare Welt gewiesen sind. Wir sündigen, um mich so auszudrücken, nicht aus erster Hand. Wir sind auch nicht schlechthin verantwortlich für unsere Sünden. Sonst wäre das Evangelium von der Erlösung des Menschen eine seltsame und unbegreifliche Kunde. Der Mensch ist verantwortlich vor seinem „sittlichen Bewußtsein", dem Gewissen; aber das sittliche Bewußtsein ist nicht die letzte Tiefe des Geschehens, und das Gewissen kann Irrtümer von der allertraurigsten Beschaffenheit begehen. Hinter dem sittlichen Bewußtsein liegt eine Welt rätselhafter und grauenvoller Potenzen, in welche hineinzusehen unserm doktrinären, in den moralisch-psychologischen Gegensatz von gut und bös gespaltenen Geiste verwehrt ist. Eine Welt, aus welcher auch das Böse stammt, von dem die Moral redet, die aber nicht nur dieses Böse ist. Das Böse, wie wir es kennen, ist die Zustimmung zu den Mächten, die aus tiefer Finsternis auf uns einstürmen, aber es ist nicht identisch mit diesen Mächten. Der Hochmut z. B. ist nur der Ausdruck dafür, daß dem Menschen irgendwas in der Welt, vielleicht die eigenen Gaben, ein Erfolg, ein Besitz so rettungslos imponiert hat, daß er die ruhige Besinnung verliert und sich etwas „einbildet", wie unsere Sprache in so treffender Weise es ausdrückt. Ganz dasselbe ließe sich von der Heuchelei, der Selbstgerechtigkeit sagen, von denen als Ergänzung zum Mammonismus der geehrte Kritiker in der oben angeführten Stelle spricht. Immer sind auch die „geistigsten" Sünden nichts anderes, als die Beugung unter eine ungöttliche Macht. Der Mensch heuchelt, weil ihm ein verbotener Genuß so am Herzen liegt, daß er seine Beschaffung auf dem Wege der Verstellung anzustreben sucht, oder weil er durch das Mittel der Heuchelei selbst eine Rolle in der Welt zu spielen gedenkt. Eine Rolle in der Welt spielen wollen — und noch dazu unter Anwendung eines solchen Mittels — kann man aber nur dann,

wenn man die Welt selbst als eine Macht ansieht, um welcherwillen das sittliche Bewußtsein zu verletzen sich verlohnt. — Selbstgerecht ferner sind wir nur deshalb, weil die Meinung uns verblendet, es habe eine Bedeutung, gegen andere recht zu behalten, es komme darauf sehr viel an. Und warum gewinnt diese Meinung Macht über uns? Weil die Welt den Schein des Rechts für das Recht selbst nimmt, weil man in der Welt weiter kommt — nicht immer, wenn man wirklich recht hat, aber immer, wenn man den Schein des Rechtes auf seine Seite zu ziehen weiß.

Und hinter diesem Scheine — was anderes liegt da verborgen, als der Geist dieser Welt, der ein Geist des Scheines überhaupt ist? In der Welt gilt der Schein, nicht das Wesen. Man muß scheinen wollen, wenn man etwas ausrichten will. Man darf nicht im Verborgenen bleiben. Was gesehen werden kann, das allein ist da für die Welt. Das Sichtbare ist, um in der Sprache der indischen Philosophie zu reden, der „Schleier der Täuschung", die Maja, die dem unsterblichen Geiste des Menschen über die Augen geworfen ist. Gesehen werden, nur gesehen werden — das heißt eine Rolle spielen. Der Hochmut ist Schein — aber das Umgekehrte gilt auch: der Schein ist Hochmut. Der Schein drückt sich im Hochmut, in der Heuchelei, in der Selbstgerechtigkeit und anderem aus. Wer hochmütig, selbstgerecht usw. ist, der scheint, und wer scheint, ist hochmütig. Beides ist ein und dasselbe.

Hier begreifen wir nun den sonst so rätselhaften und furchtbaren Zwang der Sünde. Die Sünde ist eine Lebensfrage für den Menschen dieser Welt. Wer nicht sündigt, hat seine Rolle in ihr ausgespielt. Er muß hochmütig, selbstgerecht, heuchlerisch sein, wenn er weiter kommen und überhaupt zur Welt gehören will. Sobald er den Schein aufgibt und in das Wesen der Dinge hinabsteigt, ist er für die Welt verloren. Der Schein ist vergänglich, das Wesen ewig. Da entsteht der tödliche Konflikt. Vergänglichkeit, Eitelkeit, Tod gegen Unvergänglichkeit, Wahrheit, Leben. Darum weicht ihm jedermann, der gelten will, aus. Und darum sagt Jesus:

wer seine Seele verliert, der wird sie finden; darum steht seine ganze Wirksamkeit in schroffem unversöhnlichem Gegensatz zur Welt. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Das Göttliche kann in der Welt nur in gefälschter Form existieren. Wirkliches Leben aus Gott zerstört den Schein und reißt die Wahrheit als Gesetz einer andern Welt mit sich empor.

Hier liegt auch der Grund dafür, daß die Moral sich nie auf ihr Wesen besinnen darf, wenn sie nicht ihre Kompromisse mit der Welt — Moral ist Kompromiß — preisgeben will. Sie darf Gerechtigkeit verlangen, aber sie darf nicht sagen, was sie darunter versteht, weil sie sonst in den Abgrund stürzt, in welchem die Wahrheit wohnt. Sie darf Tugend predigen, aber sich ja nicht um ihre nähere Anwendung im Leben bekümmern, wenn sie nicht die Unmöglichkeit ihres gesamten Wirkens inmitten der Welt des Scheines einsehen und damit sich selbst aufgeben will. Und wir begreifen es hier wieder, daß unsere Moralpredigt keinen Eindruck hinterlassen kann. Die Welt richtet sich nicht nach Moral, sondern nur nach dem moralischen Schein — mit dem wir uns schließlich selbst zufrieden geben müssen, wenn wir nicht Prediger in der Wüste werden wollen. Die Wahrheit scheint nicht, sie ist, deshalb kann die Welt die Wahrheit nicht vertragen. Sie stirbt an ihr. Sie hört das Gute — und fährt fort im Bösen. Denn das Böse ist ihr eigentliches Wesen, und Sünde nichts anderes als Knechtung unter den Schein. Die Herrschaft des Sichtbaren ist das große Grundgesetz des Menschenlebens. Konkret unter der Form eines gebietenden Gottes von der Bildersprache der Bibel dargestellt als: Mammon.

Mammon ist nichts anderes als die Herrschgewalt des Scheines. Die Macht, die alle Menschen unter das Sichtbare beugt: „Der Gott dieser Welt." In ihm leben, weben und sein, heißt Weltliebe, Weltlust atmen. Darum kann ihn Jesus seinen Jüngern als Gegen-Gott dem lebendigen Gott gegenüberstellen. Sowenig Gott nur ein religiöses Gefühl,

eine Stimmung oder ein religiös-sittliches Prinzip ist, sowenig ist der Mammon eine böse Stimmung, eine psychologische Erscheinung irgend welcher Art. Nicht Sünde, sondern Macht, die zur Sünde treibt. Sündigen heißt dem Mammon dienen, mit andern Worten, an die Welt des Scheines verkauft sein. Der Mensch sündigt, solange ihm diese Welt Lebensinhalt ist. Und so lange muß er auch sündigen. Es ist ganz unmöglich, beides miteinander zu haben: Gott und Mammon, d. h. subjektiv ist es möglich, aber objektiv nicht. Gedanken und Prinzipien über Gott kann ich ungestört abwechseln lassen mit Weltgedanken und -Prinzipien. Solange es sich um die bloßen psychologischen Reflexe beider Mächte im Innern des Menschen handelt, ist Gottesdienst, verbunden mit Mammonsdienst, durchaus möglich und wird auch täglich ausgeübt. Aber in der Wirklichkeit ist er unmöglich. Eben deswegen, weil hier zwei außermenschliche Mächte einander gegenüber stehen: nicht Gutes und Böses, sondern Gott und Mammon. Der Mensch muß sündigen, solange er der Welt unterworfen ist; und er kann nicht sündigen, wenn er Gott hat — dazwischen gibt es keine Wirklichkeit. Unsere Moral, die aus beiden ein psychologisches Gemisch unter der Devise: gut und bös, macht, beweist eben damit, daß sie ein zum Verschwinden bestimmter Übergangszustand des menschlichen Bewußtseins ist. (Ich erlaube mir, hier wieder auf mein „das Unmittelbare" zu verweisen.)

II.

Man kann auch innerhalb der Mammonsherrschaft ein vortrefflicher Mensch sein — im Urteil der Mitmenschen. Es ist möglich, in der Welt des Sichtbaren hoch oben zu stehen, viele Güter, verbunden mit einer Menge moralischer Eigenschaften, zu besitzen. Und daß der Mangel an sichtbarem Vermögen nicht ohne weiteres die Fülle oder auch nur etwas von den unsichtbaren Gütern voraussetzt oder nach sich zieht,

ist selbstverständlich. Armut ist nicht ein Talisman gegen das Böse. Es gibt Arme, die sich nichts Höheres zu träumen vermögen als Reichtum, und Reiche, deren sittliches Bewußtsein davon durchdrungen ist, Reichtum und irdische Machtstellung nicht zu begehren. Das ist unbestreitbar. Aber es will leider nichts sagen. Denn das sittliche Bewußtsein hat hier nichts zu bedeuten, wo es sich um eine Macht handelt, die der Mensch nicht in seiner Hand hat. Der Wille vermag nur ein kleines Gebiet innerhalb des Geschehens zu beherrschen, die Pole, zwischen welchen er hin und her pendelt: gut und bös, sind nicht die Gegensätze, auf welche es ankommt. Durch moralische Erziehung, Zucht und Gewohnheit, durch Bildung und Umgangsformen können wir es dahin bringen, auch auf dem Boden des Mammon ein treffliches Verhalten, Güte und Freundlichkeit bis zu einem hohen Grade auszubilden.

Aber hinter dieser moralischen Kultur hat der Mammon sein Reich aufgeschlagen. In den allermeisten Fällen macht sich der Mammon die Moral selbst dienstbar, damit seine widergöttlichen Tendenzen von vornherein unter dem Aushängeschild des Guten einherzuschreiten vermögen. Denn was gut scheint, ist des Mammons notwendigste Hülle, weil sich der Mammon — und darin zeigt sich seine Lüge — nur unter dem Gegenteil seines Wesens zeigen darf. Um bestehen zu können, muß diese Welt immer Anleihen bei der Ewigkeit machen. Schein ist alles — aber eben damit es das sein kann, ist die Moral nötig. Sie webt um die brutale Nacktheit das gefällige Kleid, in dem diese sich zeigen darf. In der Tat geht der Mammon nie so angelegentlich bei den moralischen Grundsätzen in die Schule, als wenn es gilt, einen Hauptschlag zu tun. Solange die Moral die sogenannten „Extreme" vermeidet, ist sie hochwillkommen. Nur die Extreme sind es, die der Mammon verabscheut, oder denen er aus dem Wege geht. Menschen von durchschlagender Überzeugung kann er nicht brauchen. Darum wimmelt auch die Gegenwart — ein Mammonszeitalter wie selten eines —

von so vielen moralischen Nullen, von den „Viel zu vielen", um mit Nietzsche zu reden.

Es ist möglich, sagen wir, ein Mammonsdiener — ob reich oder arm — und dabei doch ein moralischer Mensch zu sein — weil Gott nicht Moral ist. Es ist möglich, mitten im Reich des Mammon sich vor „groben Sünden" zu bewahren, aber es ist unmöglich, als Diener des lebendigen Gottes die moralischen Grundsätze, mit denen sich der Mammon befreundet, auf den Willen Gottes zurückzuführen. Der Gottesmensch erscheint dem Mammonsmenschen — ob gut oder bös — immer extrem, übertrieben, schwärmerisch und gefährlich; denn er negiert nicht nur das Böse, sondern die ganze Machtsphäre überhaupt, innerhalb deren sich der Gegensatz von gut und bös abspielt.

Der Unterschied zwischen reich und arm hat vor dem Forum der Moral nichts zu bedeuten; aber er ist entscheidend für unsere Stellung zum Reiche Gottes, während ihm gegenüber gut oder bös nicht von grundlegender Wichtigkeit ist. Jesus, der Stifter des Reiches Gottes auf Erden, hat die Bösen nicht anders behandelt als die Guten, ja, er hat bei ihnen durchschnittlich mehr Empfänglichkeit angetroffen als bei den Guten. Dagegen schleuderte er furchtbare Worte gegen die Reichen und umschloß er die Armen mit seinem liebreichsten Wort. Es hilft nicht, diese offenbare Tatsache durch allerhand zweifelhafte Auslegungskünste verdecken zu wollen, etwa dadurch, daß man den Gegensatz zwischen reich und arm, wie er sich z. B. in anschaulicher, unmißverständlicher Deutlichkeit in dem bekannten Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk. 16) vor unsern Augen abspielt, mit dem der Moral vertauscht und so der erschütternden Lehre, die uns Jesus geben will, den schalen Gemeinplatz unterschiebt, als sei — um bei unserm Beispiele zu bleiben — der reiche Mann an den Ort der Qual gekommen, weil er gegen Lazarus unbarmherzig gewesen sei, und Lazarus in Abrahams Schoß um seiner Geduld und Ergebenheit willen. Und doch gibt es immer noch Pfarrer genug, die regelmäßig zu diesem

Gemeinplatz greifen, wenn sie zu ihrem Unheile an unsern Text geraten. Sie können es sich einfach nicht denken, moralisch geschulmeistert wie sie sind, daß Jesus etwas anderes, etwa gar die Ungeheuerlichkeit gemeint habe, die im Buchstaben der Parabel vorliegt. Gerade an dem Beispiele solcher Geschichten — so rufen sie mit Emphase aus — erkenne man, wie notwendig die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen Buchstabe und Geist sei, in was für Ungereimtheiten der ungebildete Laienverstand ohne sie gerate! Aber was sie hier Geist nennen, ist trotzdem nichts als eine pure, aus der Luft gegriffene Unterschiebung, die nicht gerade sehr nach Geist aussieht.

Solche Künste helfen nicht. Es hilft nicht, den gewaltigen Gegensatz zwischen Weltreich und Gottesreich mit den Antithesen der Moral zu vertauschen. Es bleibt eine unumstößliche Tatsache, daß Jesus den Gegensatz von reich und arm, im Lichte des Reiches Gottes betrachtet, für entscheidender hält, als den von gut und bös. „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes eingehe," so spricht er. Und auf die Frage der Jünger: ja, wer kann denn selig werden, antwortet er bündig: „bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich". (Luk. 18.) Ganz in derselben schroffen Entschiedenheit sagt er: „Was hoch ist vor den Menschen, ist ein Greuel vor Gott". — Wie haben wir uns dieses so seltsame und vor dem Richterstuhl der Moral, die ja gerade den Unterschied zwischen reich und arm als indifferent betrachtet, nicht zu rechtfertigende Benehmen Jesu zu erklären?

III.

Mammon ist Macht. Die Macht des Irdischen über den Menschen. Im Gelde — dem Ausdrucksmittel des Mammons — glänzt uns seine unwiderstehliche Anziehungskraft entgegen. Wer Geld hat, ist geborgen unter den Fittigen des Mammons, nimmt Teil an seiner Größe. Dem Gelde gehorchen alle, weil es

sein Zepter schwingt über das, was alle begehren. Vor ihm verblassen die anderen Güter, weil sich in ihm das eigentliche Gut, von dem sie alle leben, spiegelt. Das Wertvolle — und wäre es das Geistigste — ist ja nur in dieser Welt wertvoll, die Macht dieser Welt aber strömt im Gelde aus. Der Reiche ist ein Herr der Dinge; selbständige oberste Instanz; Gesetzgeber für die anderen. Er ist die Autorität. Staat und Gesellschaft richten sich nach ihm. Er hat sein eigenes Recht, seine eigene Moral. Was er tut, darf nicht mit dem Maßstab des Gewöhnlichen gemessen werden. Er ist immer maßgebend, auch im Unbedeutendsten, bis zur Kleidermode hinab. Seine Meinung ist immer die einzig richtige, wie wenig sie auch oft vor dem gesunden Menschenverstand zu bestehen vermag. Wie ein König wird er geehrt. Kein größerer Schrecken für den Schwarm seiner Schmeichler, als wenn er in Zorn ausbricht; zitternd und bebend beugt sich ihm alles, was von ihm abhängt. Es ist nicht möglich, in seiner Atmosphäre etwas anderes zu denken als Geld; ein Verbrechen wäre es, an der Omnipotenz seines Einflusses, seines Namens zu zweifeln. Wie ausgelöscht ist Vernunft und Besinnung, wenn er sich herabläßt, einem die Hand zu drücken, ein paar freundliche Worte zu einem zu sprechen. Die amerikanischen Journalisten haben es erfahren, als sie vor Rockefeller standen. Ihre gegen ihn gespitzte Feder fiel ihnen aus der Hand, als er sie mit huldvoller Gnade empfing und mit ihnen sich zu unterhalten geruhte. Entzückt schrieben sie von diesem denkwürdigen Tag — von den „Gaunerstreichen" verlautete nichts mehr.

Der Reiche vermag alles durch sein Geld. Die Pforten der Königspaläste öffnen sich ihm mühelos, auch wenn seine Taten auf ganz andere Pforten hinweisen. Fürsten, die sonst so wählerisch sind im Umgang, ziehen ihn an ihre Tafel. Vor dem Glanze der Millionen verbleicht der Glanz ihrer Kronen. Die Geldaristokratie ist es, die heute die Welt regiert. Hinter der Politik der Staaten stehen die Geldsäcke der Millionäre. Mehr als eine andere Epoche der Weltgeschichte

zeigt uns die gegenwärtige die furchtbare Wahrheit des Wortes: Geld ist Macht. Die einzig wirkliche Macht. Religion, Moral, Wissenschaft dienen dem Staate, der Staat dem Großkapital. Je mehr sich die Verhältnisse entwickeln, desto klarer wird das. Wer mit offenen Augen in die Welt hineinsieht, merkt es ohne viele Beweise. Immer mehr wird unsere Kultur dem Gelde untertan, auch die sogenannten heiligsten Güter. Um des Geldes willen ist der südafrikanische Krieg vom Zaune gebrochen worden, um des Geldes willen mußten die Tausende russischer und japanischer Soldaten auf den Schlachtfeldern verbluten, nachdem sie wie wilde Bestien aufeinandergehetzt worden, — doch was reden wir hier von allbekannten Dingen? Wir haben viel zu viel Gelegenheit, jeder in seinem eigenen Kreise, die furchtbare Gewalt des Reichtums über die Gemüter der Menschen zu beobachten, als daß es nötig wäre, die Behauptung: Mammon ist Macht, des längern zu beweisen.

Der Mensch trinkt aus dem Gelde sein Leben — aber eben das ist sein grauenvolles Verderben, vor welchem der Unterschied zwischen gut und bös verblaßt. Die furchtbare Grundlüge seines Daseins, aus der sich, wie aus vergifteter Quelle, alle Sündenbäche ergießen. Die Macht, vor der er im Staube liegt, ist ein Phantom, Schein, Täuschung, Nichts. Die Herrlichkeit, deren Glanz er auf sein Haupt herabsehnt, eine ebenso entsetzliche wie lächerliche Fastnachtsposse. Denn „diese Welt vergeht mit ihrer Lust". Sie hat keine Macht zu vergeben, weil sie keine Wahrheit hat. Wie kann der Schein etwas geben? Das ganze irdische Leben ist nur ein Schattenspiel, das verschwindet, so bald man das Licht hinter ihm wegnimmt. Was die größten Dichter und Denker aller Zeiten in ergreifender Einstimmigkeit bezeugen, daß das Leben ein Traum, das Bestehende Einbildung und Wahn, daß das Beste sei: nie geboren, bewahrheitet sich jeden Tag an uns selbst. Wahrlich, wenn uns nicht die Gewißheit eines anderen Lebens im Herzen strahlte, wir ertrügen die Verrücktheit des gegenwärtigen nicht. Es ist etwas Wahres an dem zornigen

Worte Schopenhauers, der Optimismus sei eine verruchte Gesinnungsart.

Und hier verstehen wir nun das furchtbare „Wehe" Jesu gegen die Reichen. Es ist nicht ein moralisches Wehe, als sei reich sein schuftig sein — gegen die Schufte und Schurken hat Jesus keine Wehe geschleudert — nein, es ist das Wehe grenzenlosen Erbarmens. Während sich die Menschheit vor dem Gelde beugt, durchschaut Jesus die absolute Lüge, die in seiner Herrschaft liegt. Jesus, der die einzige Macht, Herrschaft und Gewalt, die es wirklich gibt, den lebendigen Gott, in sich trug, Jesus, der das Reich Gottes auf Erden verkündigte, Jesus, dessen göttliche Wahrheit des Scheines Gebilde durchbrochen und der gekommen war, das Irdische ins ewige Leben umzuschmelzen — wie sollte er nicht ein unendliches Mitleid mit denen haben, deren Leben jenem Scheine, jener Grundlüge die stärksten Stützen bietet? Darum stritt und disputierte er nicht mit ihnen, erörterte und erklärte er nicht, nein, angesichts des Gegensatzes, wie er in seiner Person aufflammte, zwischen Scheinmacht und wirklicher Macht, Mammon und Gott, fielen die klugen Worte wie Spreu dahin, da brannte nur ein Wort auf seinen Lippen: Wehe euch, ihr Reichen!

Er allein war imstande, die Mauern, hinter welchen sie sich in sicherer Ruhe bargen, zu durchbrechen, die Riegel entzwei zu schlagen, die sie jeder Wahrheit vorgeschoben, die Hüllen abzureißen, die sie sich vor die Augen gebunden. O, wer reich ist, kann nicht hören auf schöne und wahre Erwägungen, kann keinen Rat, keine Warnung ernst nehmen — weil er ja selbst darüber bestimmt, ob etwas ein Rat oder eine Warnung gewesen! Erst wer im Schmerze, aus dem die Wahrheit des lebendigen Gottes zündet, sein Lügendasein durchbricht, im zornigen Flammenworte, wie es nur das echte Erbarmen erzeugt, zu ihm spricht — das helfen, nur helfen, erlösen, retten will, nicht belehren — schonungslos, weil schonen hier Grausamkeit wäre, wo gerade die Rücksichten Ausdruck der Lüge waren; unerbittlich, damit es offen-

bar werde, daß die Winke, womit er bis dahin mühelos die Wahrheit sich ferne gehalten, das Vorrecht schrecklicher Ohnmacht, nicht des Vermögens gewesen; unwiderleglich, im Gegensatz zu all den Schmeichelworten, die er mit lächelnder Miene Lügen gestraft; wer ihn nicht um seine Reichtümer neidet, sondern, mit der Machtfülle ewiger Güter angetan, vor ihm steht — ein Fürst vor einem Bettler — der allein ruft ihn ins Leben zurück. So stand Jesus inmitten der Reichen. „Es ist unmöglich, ruft er ihnen zu, daß ein Reicher in Gottes Reich eingehe" — wenn nicht Gott selbst es möglich macht. Es gibt keine Religion, keine Moral, keine Lehre, die ihn selig zu machen vermöchte — ach, er selbst gibt diesen Dingen ja erst ihren Wert! — nichts, gar nichts außer dem lebendigen Gott. Macht gegen Macht. Die Macht des Mammons gebeugt unter die Macht Gottes. Wo Gott ist, da muß Mammon stürzen. Denn Gott ist der Herr. Er allein. Aber Gott ist im Evangelium von Jesus Christus offenbar.

IV.

Liebe Freunde, es ist furchtbar, Reichtümer zu besitzen, furchtbar, weil es einen lebendigen Gott gibt. Furchtbar, weil Reichtum es uns ermöglicht, an seine Stelle einen Götzen zu setzen, seine Wahrheit von oben herab zu behandeln, mit seinen Geboten zu spielen. Nichts ist so furchtbar wie die Gönnermienen, welche die Reichen gegen das Evangelium Jesu Christi annehmen. Denn Gott ist nicht tot. Keine Religion oder Andacht, keine Geld benötigende Kirche, sondern der lebendige Herr, ohne den nichts ist, was ist. Gott ist nicht tot — und du tust um des toten Geldes willen, wie wenn er nie existiert hätte! Gott lebt — und du bringst es über dich, sein ewiges Wort deinen Launen dienstbar zu machen, weil du das hast, in welchem gerade die Nichtigkeit, die Lüge sich Ausdruck gibt! Ist das nicht ärger als die scheußlichsten Laster? Was ist schrecklicher als das Spiel, das der Mensch um des Nichts willen treibt mit dem, was einzig

ist? Begreifen wir nun das Wehe des Evangeliums gegen die Reichen?

Und auf der anderen Seite sein Freuet euch ihr Armen! Selig seid ihr, denn euer ist das Himmelreich! Verstehen wir es?

Es hilft wieder nicht, sich mit der — dieses Mal auf den Buchstaben greifenden — Erklärung zu beschwichtigen, Jesus meine nicht die Armen überhaupt, sondern die „geistig" Armen. Ganz abgesehen von der Parallelstelle in Luk. 6, in welcher der Zusatz „geistig" fehlt — wo habt ihr schon einen Reichen angetroffen, der geistig arm im Sinne Jesu gewesen wäre? Arm im Geiste sind nur die, die nichts zu sagen haben, nichts bedeuten, auf die niemand achtet, mit denen jedermann umspringt, wie es ihm gut dünkt. Das sind aber gerade die Armen überhaupt. Gewiß hätte auch Jesus diese überfeine, aus der Verlegenheit des Kompromißchristentums geflossene Unterscheidung zwischen Armen und „geistig" Armen nicht gelten lassen. Spitzfindigkeiten waren nicht seine Sache. Das Leben, wie es sich vor seinen Augen abspielte, zeigte ihm deutlich genug, daß, wer arm ist, es nach Leib und Seele ist. Mag er vor dem eigenen Bewußtsein ein König sein, vor der Welt ist er ein Bettler — und wenn er Mozart hieße. So hat es Jesus verstanden. Im anderen Falle wäre ja gerade sein Wehe gegen die Reichen nichts weiter als etwa eine Äußerung des Affektes, weil sich dann jeder Reiche nur als „geistig arm" anzusehen brauchte, um sich seinem Gerichte zu entziehen — wie es in der Tat die christlichen Reichen, von ihren dienernden Pfarrern belehrt, regelmäßig machen. Das aber ist ein — noch dazu furchtbar ernster und seelenbetrügerischer — Spaß, nicht mehr Evangelium.

Nein. Verstehen wir, daß Jesus das Seufzen der Armen — ob gut oder bös — ohne Einschränkung, ohne Bedingung, ohne moralische Verklausulierungen, wie sie so oft unsere eigene Praxis sind, anhören will und mit der Aussicht auf das kommende Himmelreich beantwortet? Sind es nicht die Armen,

die den ganzen Fluch der Mammonswelt zu tragen haben? Moralisch, sagt ihr, sollen die Menschen beurteilt werden, jeder nach seinem Tun und seiner Gesinnung, er sei reich oder arm — ja, aber wird diese Beurteilung den Armen wirklich zuteil? Ist es so, daß man sie verehrt und achtet, wenn sie zu ihrer Armut ein rechtschaffenes Verhalten fügen? Ja, in der Theorie. Aber wo sind die Menschen, die mit dieser schönen Theorie ernst im täglichen Leben machen, wo die Pfarrer? Von der Kanzel hört man es schallen, wie „heldenhaft", „ehrwürdig" die Armut im Gewande der Tugend sei; in der Kirche ist sie der Gegenstand manch rührender Betrachtung. Aber unter der Kanzel, im Studierzimmer, wenn keine Zuhörer andächtig unserem Worte lauschen? Scheinen die Armen nicht nur dafür da zu sein, um unserer weinerlichen Moral Gelegenheit zu pathetischen Predigten zu geben?

Wie behandeln wir Pfarrer die Armen, die sich nicht infolge eigenen Verschuldens, nein, infolge der Ungerechtigkeit der Verhältnisse an uns wenden? Sind sie uns willkommen, oder eine unangenehme peinliche Last, die uns in Verlegenheit setzt, und die wir so rasch als möglich von uns abzuschütteln suchen? Und warum sind wir so bereit, ihnen Straf- und Mahnpredigten zu halten, anstatt ihnen zu helfen, wir, die wir dem Reichen gegenüber nie ein Wort der Rüge über die Lippen bringen? Warum, liebe Amtsbrüder? Wenn doch alles nach moralischen Gesichtspunkten geordnet werden soll? Weshalb haben wir nur für die Armen Moral, nicht auch für die Reichen, es sei denn einmal in der Predigt, ganz im Allgemeinen und Unbestimmten, wobei niemand an sich selbst zu denken braucht, während wir die Armen Auge in Auge tadeln und zurechtweisen? Eine schwere Frage! Und nicht zu beantworten. Eine Frage, bei welcher uns das Gewissen schlägt, eine Frage, die uns zweierlei in greller Deutlichkeit vor Augen stellt: erstens, daß wir selbst es mit der gepriesenen Moral nicht genau nehmen — ist es doch eine Schlechtigkeit, die auszuzanken, die sich nicht wehren dürfen —, zweitens, daß die Armen nicht einmal in unserer Gesellschaft vor dem

furchtbaren Geschicke bewahrt sind, das die Welt ihnen bereitet.

Der Arme ist vogelfrei. Man darf ihm ungestraft die wehtuendsten Kränkungen zufügen. Er ist außerhalb der Geltung unserer gesellschaftlichen Moral, ja oft sogar unserer Staatsgesetze, wenigstens was ihre praktische Durchführung betrifft. Er hat keine Ansprüche auf Ehre und guten Namen, nicht einmal auf die allernotwendigsten Bedürfnisse. Klagt er sein Leid, wird er abgewiesen; braucht er Gewalt, wird er eingesteckt. Ihm gegenüber gilt keine Rücksicht, die dem Reichen ganz ohne Not freiwillig entgegengebracht wird; schonungslos wird er ausgeplündert, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen kann. Wie unmenschlich hart ist zum Beispiel das Betragen so vieler Hausbesitzer, die beim geringsten Anlaß oft mitten im Winter kündigen, oder die wegen Zinsrückständen — und wäre es auch bewiesen, daß auf den armen Mieter keine Schuld fällt, — zu grausamen Peinigern werden? Kein Unterschied, ob die Armen brav oder liederlich sind — wer nicht zahlen kann, hat sein Existenzrecht verwirkt. Ich will nicht reden von der Behandlung, welche die allermeisten Armenpflegen den Unglücklichen angedeihen lassen, die ihr Hilfe nachsuchen, nicht von der Roheit, der sie in vielen Spitälern ausgesetzt sind — das sind Schandblätter unserer christlichen Kultur! Und ihr verwundert euch, wenn die Armen verlogen, liederlich, schamlos werden? Wer macht sie so, wer nimmt ihnen Ehre und Schamgefühl fort? Wer ist schuld, daß sie das unerschöpfliche Material für unsere Moralpredigten zu liefern vermögen?

Kommt angesichts einer solchen Behandlung der Armen der Unterschied von gut und bös, auf dessen Boden wir unser unruhiges Gewissen so gerne flüchten, im Ernste noch in Betracht? Gute und böse Menschen gibt es überall — aber darum handelt es sich nicht. Sondern darum, daß der Mammon Hand in Hand geht mit Bestialität. Darum, daß in seinem Reiche für Menschen ohne Geld überhaupt nicht gesorgt ist. Darum, daß unsere Reichen — moralisch gesprochen oft ganz

treffliche Menschen — es ruhig mit ansehen, wenn neben ihnen, nicht selten vor ihren eigenen Augen, arme Mitmenschen verkümmern aus Mangel am Nötigsten, die Achsel bedauernd zucken, wenn ihre Söhne aus bloßer Kurzweil Proletariertöchter ruinieren. Darum, daß sie es nicht einmal merken, welch infernale Ungerechtigkeit hier gen Himmel schreit. Darum handelt es sich, daß liebe freundliche Menschen, die so viele treffliche Eigenschaften, so viele warme Empfindungen für ihresgleichen haben, zu kalten, steinharten Tyrannen sich wandeln, wenn sie mit Armen zu tun bekommen, als sei dies das Natürlichste von der Welt! Wer löst dieses grause Rätsel, der nicht weiß, daß er in einer Welt der Lüge und Ungerechtigkeit lebt, wo allein der Schein regiert, die Wahrheit dagegen unbekannt oder mit Füßen getreten ist?

Jesus ist's, der den ganzen Trug dieser Welt mit all ihrer Moral und moralischen Beurteilung, mit ihrem Christentum und ihren Kirchen durch seine Verheißung an die Armen zunichte gemacht hat. Mögen wir ihn nicht begreifen, mögen namentlich die Pfarrer fortfahren — mit Schmerzen und im Jammer des Herzens sei es gesagt — sein Benehmen zu ignorieren, die große Reich-Gottesantithese: reich und arm, die er an die Stelle der moralischen gesetzt hat, durch nichtssagende Gemeinplätze zu Tode exegesieren — wer will ihm widerstehen? Lebendiger als je durchschreitet er die Gefilde der modernen Zeit. Ist nicht die ganze Gefährlichkeit des sozialen Kampfes, die unsere Seele mit Furcht und Schrecken erfüllt, aus der Antithese Jesu Christi erwachsen? Haben die Sozialisten unrecht, wenn sie sich auf sie berufen? Was bestätigt mehr ihre prinzipielle Gegensätzlichkeit gegen alles Vorhandene, als was Jesus über reich und arm gesprochen? Sollen wir noch einmal von der großen Verwandtschaft zwischen Evangelium und Sozialismus reden?

Jesus nimmt sich der Armen an, weil der Mammon sie ausspeit. Es soll gerade durch sein Verhalten gegen sie der Gegensatz, in dem das Reich Gottes zum Reich des Mammon steht, ausgedrückt sein. Er darf die Ungerechtigkeit dieser

Welt nicht durch moralische Gemeinplätze abschwächen, wenn nicht das ganze Evangelium auf dem Spiele stehen soll, nein, gerade dadurch, daß er bedingungslos den Armen das Himmelreich verheißt, wie der Mammon bedingungslos sie aus seinem Reiche verbannt, wird es klar, daß Gott ein lebendiger Gott ist, dessen Gerechtigkeit auf der Seite der Gepeinigten steht, mögen sie gut oder böse sein. Die Moral hat hier nichts zu sagen. Wie Strohhalme knicken ihre Sätze bei der Berührung mit der harten Wirklichkeit zusammen. Sie bewegt sich furchtsam und beschönigend innerhalb der Machtsphäre des Mammon. Erst bei Jesus steht Macht gegen Macht. Denen, die Mammon verdammt, gilt die Verheißung Gottes. Gott wäre nicht der lebendige Gott, wenn er nicht die Armen in sein Reich einschlösse. Er würde nicht zur Geltung kommen ohne das Evangelium der Armen. Denn da erstarkte die Moral wieder und brächte es fertig, dem Mammon recht zu geben — und Gott zum „religiös-sittlichen Prinzip" herabzusetzen! So aber, im Kreise der Armen, erscheint Gott als der Herr und Meister der Wahrheit. Der Beweis für die Wahrheit in allen Zeiten wird sein: Das Evangelium Jesu Christi für die Armen.

V.

Dieses Evangelium muß auch das unserige werden. Wir müssen den Mut bekommen, ganz und ungeteilt auf die Seite der Armen zu treten. Es ist nicht getan damit, daß wir Almosen an sie verteilen und etwa auf der Kanzel — besonders an Weihnachten! — Stimmung für sie machen. Der Pfarrer muß ganz aus dem Verdachte kommen, den oberen Ständen zu dienen und für die Armen nur gelegentlich da zu sein. Er darf die Behandlung der Armen nicht mehr bloß in die Paragraphen für praktisches Christentum verweisen, als wären sie extra zu dem Zwecke vorhanden, der christlichen Gesellschaft Gelegenheit zu „werktätiger Liebe" zu geben. Jeder Armensport und dergleichen muß aufhören. Man darf den

Pfarrer nicht sehen bei Bazaren und sonstigen Veranstaltungen für die Armen, wenn er nicht dem Vorurteil Nahrung geben will, als sei er mit dieser oberflächlichen und äußerst angenehmen Art, der Armen zu gedenken, wie sie von unserer „christlichen" Gesellschaft ausgeübt wird, einverstanden; einverstanden damit, daß junge Herren und Damen bei dieser Gelegenheit verliebte Blicke austauschen und sich einen Jux machen. Mit alledem müssen wir unerbittlich aufräumen. Das ist Schein und Täuschung, Selbstbetrug des Christentums, das beiden Herren dienen will: Gott an den Armen, und dem Mammon im Vergnügen. Nichts ist so widrig, wie Konzerte und Bälle zugunsten der Elenden. Geschieht es wirklich um ihretwillen, wenn die Töchter der „besseren" Gesellschaft sich im ausgeschnittenen Kleide im Arme ihrer Tänzer wiegen?

Nein. Wir dürfen nicht nur mithelfen, wir müssen ganz auf die Seite der Armen treten. Solidarisch mit ihnen uns erklären. Mit der ganzen Gesinnung, nicht nur in gewissen, feierlichen Augenblicken, wo es sich „gut macht". Immer und überall, inmitten der Reichen, wie der Armen selbst. Sie müssen ungehinderten Zutritt zu uns haben und nicht durch das Bedenken eingeschüchtert sein, der „Herr Pfarrer" werde wohl keine Zeit für sie haben. Den Stadtpfarrern vor allem möchte ich es dringend ans Herz legen: Gebet die vielen zeitraubenden und doch oft so herzlich unnützen Sitzungen, Vorträge, Besprechungen „gemeinnütziger" Art auf und machet Zeit für die Armen. Höret sie geduldig an und redet eingehend mit ihnen. Nicht was ihr ihnen gebt, ist die Hauptsache, sondern wie ihr sie behandelt. Wie viele Almosen kränken nur, weil sie wegwerfend, brummend und scheltend hingegeben werden! Wenn irgendwo soll der Arme bei uns seinen Mund auftun dürfen und reden, wie es ihm ums Herz ist. Das Beste was wir haben, sollen wir ihm geben, eine ganze Teilnahme, ein wirkliches Erbarmen, Achtung und Ehrerbietung. Denn auch der unscheinbarste Arme gehört zu Gott. Wir dürfen nie vergessen, wie unendlich schwer es die Armen in der Welt haben, wie heimatlos sie gerade durch den modernen

Kapitalismus geworden sind. Sie bedürfen es dringend, daß jemand an ihre Persönlichkeit denkt, während sie draußen immer nur als Sachen, Arbeitshände, Nummern und Maschinen behandelt werden.

Mit der Moral kommen wir nirgends hin. Gegenüber der furchtbaren Ungerechtigkeit, die das Regiment des Mammons ununterbrochen auf sie häuft, der beständigen Verkürzung und Ausplünderung, der sie ausgesetzt sind, der Härte und Lieblosigkeit, die sie überall antreffen, nur darum, weil sie nichts besitzen, ist es sehr wenig angebracht von uns, die wir in den Fußstapfen Jesu wandeln wollen, ihr Leben auf die scharfe Schneide der Moral zu legen und da alle schönen Tugenden zu verlangen, wo vor allen Dingen Balsam für zerschlagene Herzen am Platze wäre. Wir haben uns nicht um ihre Fehler in erster Linie zu kümmern. Die verabscheuungswürdige Praxis der Armenpflegen — deren Vertreter oft selbst nichts weniger als moralisch sind — sich durch die Laster der Armen von ihrer Pflicht, nachhaltig und genügend zu helfen, zu entbinden, werde bis auf den letzten Rest aus unserem Verhalten getilgt. Uns selbst und der ganzen Gesellschaft müssen wir es immer wieder eindrücklich machen, daß namentlich die moderne Armut zum großen Teil aus der Produktionsweise der Gesellschaft stammt — wie sehr sie auch im einzelnen durch Laster der Armen selbst verschärft werden mag. Eben diese Laster entstehen in den allermeisten Fällen aus der bitteren Lebensnot, die wie nichts anderes den Menschen nach Seele und Leib verelendet, und stehen daher auf der Rechnung aller, nicht nur der Armen, nein, auch der Oberen, die ihnen kargen Lohn zahlen, ihre billigen Ansprüche monatelang vorenthalten. Man denke — um nur ein kleines Beispiel anzuführen — an die vielen dürftigen Handwerker, die ihre Rechnungen bei den Herren liegen haben, ohne Möglichkeit, zu ihrem doch so dringend nötigen Gelde zu kommen. Herren und Damen der besten, ja der „christlichen" Gesellschaft machen sich dieser unverantwortlichen Nachlässigkeit schuldig.

Der Pfarrer darf nicht müde werden, das große gesellschaftliche Unrecht, das in der Armenfrage zum Vorschein drängt, auf die Kanzel zu bringen. Er muß Protest um Protest schleudern gegen die entsetzlichen Zustände, die sich vor seinem Auge entfalten. So schwer es auch fallen mag — wahrlich, viel schwerer, als ein Dutzend Moralpredigten halten — er darf nicht hinter seinem Meister zurückstehen. Es erfordert diese Pflicht manch saueren Kampf im Studierzimmer. Aber solche Kämpfe sind aussichtsreicher und gesegneter als alle schriftlichen und mündlichen Aufsätze gegen Andersdenkende, oder gegen die „bösen Zeiten". Wehe den Pfarrern, die sich an dieser Aufgabe ihres Amtes herumdrücken und durch Vielgeschäftigkeit ihr Herz betäuben, daß es Fähigkeit und Lust verliert zum großen Werke. Unsere Predigten müssen wieder Flammen erhalten, Feuer, Geist und Leben, wie es aus Jesus sprudelte. Ein Wort an alle. An die träge, schläfrige Öffentlichkeit, das abgestumpfte — ach gerade durch unsere Zuckerpredigten abgestumpfte — Gewissen der Gesellschaft. Wir müssen zu zeugen anfangen von der Schuld der Gesamtheit, nicht nur von der des einzelnen. Die Psychologie verstumme einmal auf der Kanzel, wo sie so lange Jahrhunderte ohne greifbaren Nutzen das Zepter geschwungen. Gerade in der Besprechung dessen, was allen im Herzen liegt, kommen ja auch die damit verbundenen psychologischen Probleme zur Lösung, ganz anders sicher und befriedigend, als wenn sie ex professo zum Gegenstande der Predigt gemacht werden.

Natürlich dürfen und sollen wir auch ernst und „moralisch" mit den Armen reden und ihnen ihre Sünden vorhalten. Aber nicht auf der Kanzel. Die Reichen und Großen sind es, die Jesus öffentlich gescholten hat, nicht die Armen und Geringen. Solches gehört in die Stille, wenn wir uns bewußt sind, in herzlicher Liebe zu ihnen zu reden. Wahrlich, sie werden sonst genug gescholten! Tun wir's öffentlich, so bestärken wir nur das pharisäische Vorurteil der Gesellschaft, als seien die Armen selber schuld an ihrer Lage, so unmißverständlich wir uns auch ausgedrückt haben mögen. Gewisse Dinge kann

man nicht sagen, wenn die Ohren dafür nicht vorhanden sind. Und das ist heute gerade für unsere Frage der Fall.

Mehr und mehr dringt die Erkenntnis durch alle Stände und Klassen, daß sich in der Erscheinung des modernen Proletariats ein gesellschaftliches Unrecht allerernstester Art ankündigt, dem gegenüber von den Sünden und Fehlern des einzelnen zu reden wenig Sinn hat. Das gemeinsame Unrecht, sich spiegelnd in dem immer drohender auseinanderklaffenden Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen, liegt schwer auf aller Gewissen. Aber nur wenigen ist es klar und durchsichtig vor Augen. Wenige orientieren sich wirklich und wollen den Dingen auf den Grund sehen. Es ist unglaublich, wie wenig unsere bürgerlichen Kreise, durchschnittlich gesprochen, von der sozialen Frage verstehen. Als der Verfasser letztes Jahr bei Anlaß der Unruhen in Albisrieden bei Zürich Gelegenheit hatte, mit den verschiedensten Repräsentanten des Bürgerstandes zu reden, da trat ihm eine Unkenntnis der elementarsten, zum Verständnis unserer Frage notwendigen Dinge entgegen, die er nicht für möglich gehalten hätte, die ihm aber hinterher so manches schiefe Urteil, so manche verkehrte Maßregel gegen die Arbeiter erklärlich gemacht hat. Und diese Unkenntnis wird von den Blättern absichtlich genährt und unterhalten. Man lese einmal, was heute noch zum Beispiel unseren Bauern über die „Tendenzen des Sozialismus" und dergleichen aufgetischt wird — und man wird sich in der Tat über nichts mehr verwundern. Aber die Leute lesen eben nichts anderes als ihre Zeitung, welcher sie blindlings vertrauen, so daß es ihnen auch beim besten Willen nicht möglich ist, mehr als eine Ahnung davon zu haben, daß es sich in der Arbeiterfrage nicht nur um „faule Hunde", „nichtsnutziges Pack" und dergleichen handelt, sondern um die Ausgleichung eines gesellschaftlichen Unrechtes, wobei die Frage nach der privaten Moral — so wichtig sie sonst ist — ganz in den Hintergrund tritt.

Nicht der einzelne kommt vor allem in Betracht, sondern die Gesamtheit des Proletariats. Das spürt man dunkel und unbestimmt. Aber eben, weil man sich keine klare Rechenschaft

über die Frage zu geben vermag, so ist man von vornherein geneigt, die quälende Unruhe, in der man steht, durch das Aufdecken der Sünden und Fehler derjenigen zu beschwichtigen, von welchen die Unruhe herzukommen scheint — eine sehr menschliche und natürliche Ausflucht. Liest da so ein Biedermann in seinem Blättchen — das natürlich für solchen Stoff in erster Linie sorgt, spekulativ, wie es ist — daß wieder einmal ein Arbeiter seine Frau geschlagen, seinen Lohn vertrunken habe, so ist er fertig. Wie soll er noch an eine „soziale Frage" glauben können, wenn es doch so offenbar ist, daß die Armen „selber schuld" sind? In der Tat, er kann es nicht; viel zu willkommen ist ihm eine derartige Zeitungsnotiz, als daß er sich noch „Gedanken" machen sollte. Gottlob, man braucht sich keinen tiefsinnigen Betrachtungen mehr hinzugeben. Für jeden, der ins Leben geblickt, ist es klar, wo der Fehler liegt. Wären die Arbeiter nicht so ausschweifend, unmäßig und faul, so gäbe es keine soziale Frage. Punktum — und nun gehe ich zum Abendschoppen!

Und diesem naiven Biedermeiertum, das die Stoppelfelder seiner Zeitung mit dem Leben verwechselt, sollten wir durch unsere Predigt Nahrung geben? Wie unrecht, unwahr und verhängnisvoll wäre das. Nein. Der hohe Beruf, Prediger des Evangeliums zu sein, wird in den Staub gezogen, wenn er nicht vor allen Dingen die Wahrheit, die volle, unbequeme, bittere Wahrheit den Zeitgenossen zu verkünden wagt. Und die Wahrheit für unsere Zeit ist nicht die, daß der Mensch ein Sünder ist — das ist zu allen Zeiten wahr, und soll von uns auch nicht übersehen werden — sondern die, daß heute eine große Proletariergemeinde Gerechtigkeit von der Gesellschaft verlangt, wie noch nie in der Geschichte. Diesem Verlangen müssen wir durch unser Wort Ausdruck geben. Die Gesellschaft ist von ihm bis in ihre Grundfesten erschüttert — und wir sollten nichts davon merken lassen? Gerade wir Pfarrer nicht? Wir sollten fortfahren zu tun, als gäbe es gar kein Proletariat, als sei die soziale Frage von der allergeringsten Bedeutung? Die Welt will die großen entscheidenden

Gedanken vernehmen, die alle angehen — was hat da noch die psychologische Frage nach der Privatseligkeit zu bedeuten? Wie anders sollen die Menschen inne werden, daß Gottes Wort eine lebendige Macht ist, als dadurch, daß die gewaltigen Gegensätze, die sie erschüttern, in die Predigt von Gott aufgenommen werden? Nicht immer gleich redet Gott zu seinen Menschenkindern. Es gab Zeiten, in welchen er dem einzelnen in abgelegener Zelle die Geheimnisse des Evangeliums ins andächtige Herz flüsterte, und Zeiten, da er im Sturmwind die ganze Gesellschaft durchbrauste. Zu diesen letzteren gehört auch die unsere.

O, ihr Pfarrer und Prediger des Evangeliums alle, wachet auf, schüttelt die alten Bedenklichkeiten von euch ab, reibet euch den Schlaf aus den Augen, erkennet, was der lebendige Gott tut! Nicht Lehrsätze, Glaubensstandpunkte und dergleichen, nein Gott selbst muß unsere Predigt werden. O, fasset ihn, bleibt nicht zurück, tretet in den Tag hinaus. Es ist die Zeit der Armen, denn es ist Gottes Zeit!

VI.

Es ist Gottes Zeit. Darum müssen wir auf der anderen Seite auch das Wehe Jesu gegen die Reichen auf die Lippen nehmen. Um Gottes willen, nicht um der Menschen willen. Nicht in pfäffischem Hochmute, nein, in herzlichem Erbarmen, wie Jesus es hatte. Nicht, um uns den Namen der Volkstümlichkeit zu erwerben oder um von den sozialdemokratischen Zeitungen gelobt zu werden, nicht aufwieglerisch und den Klassenhaß schürend, sondern im vollen Gefühl der schweren Aufgabe, die damit auf unsere Schultern gelegt wird. Aber predigen müssen wir davon. Wir können nicht anders. Der lebendige Gott, der deutlich und deutlicher in unseren Herzen aufsteigt, zwingt uns dazu. Gerade heute, wo die grausen Wirkungen des Mammonismus jedermann vor Augen stehen, wo die Zeitungen aller Schattierungen wohl oder übel davon reden müssen, heute, wo Hunderttausende unter dem Fluche des

Mammon zusammensinken, wo der harte Geldgeist des Evangeliums vom lebendigen Gott spottet, und die Finanzkönige seine Gerechtigkeit durch ihr Gebahren herausfordern, da dürfen wir nicht mehr schweigen. Wir müssen Zeugnis ablegen gegen den modernen Reichtum. Kein Einwand darf uns einschüchtern. Zum Beispiel: man wisse ja gar nicht, wo die Grenze des Reichtums anfange, und welche Reiche gemeint sein sollten; oder: die einzelnen Personen seien nicht schuld, es gebe Kapitalisten genug, die nicht dem Mammon dienten, und dagegen Arme voller Begehrlichkeit. Das sind Spitzfindigkeiten der Moral. Soll an diesen Spitzfindigkeiten das Evangelium Jesu zuschanden werden? Dürfen wir deshalb nicht von der Gefährlichkeit des Reichtums reden, weil wir nicht wissen, „wo der Reichtum anfängt", weil viele unter uns selbst zu den Reichen gezählt werden? Liebe Freunde, an diese Torheiten menschlichen Räsonierens, aus Angst und Erbärmlichkeit geboren, sollten wir wirklich die „göttliche Torheit" verraten? Hat denn Jesus gesagt, welche Reiche er meine, als er sein furchtbares Wehe gegen sie schleuderte? Oder welche Reiche nicht selig werden könnten? Ob man bis zu einer Million oder noch tiefer hinuntergehen müsse, um klein genug für die enge Pforte zu werden? Hat Jesus die listige Bedenklichkeit auch nur einen Augenblick bei sich bewegt, daß ja der einzelne Reiche gar „nichts dafür" könne? War er geneigt, diese pharisäische Unterscheidung zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit zu machen? Und hat er die stumpfen Pfeile der Moral gegen sie geschleudert, — wie seine Prediger es tun? Sagt er nicht ausdrücklich: was hoch ist vor den Menschen, ist Gott ein Greuel? Ihre Höhe legte ihm das schmerzliche Wehe auf die Lippen, nicht ihr Laster. Ihre Größe, ihr Ansehen, ihre Geltung in dieser Welt — das war seinem Geiste, der in die Welt Gottes hineinsah, das Entsetzliche.

Ja das Entsetzliche! Liebe Amtsbrüder, ist es nicht so, daß alle Berge und Hügel stürzen müssen, welche der moderne Reichtum aufgetürmt, wenn der lebendige Gott kommt? Ist

nicht alles eitel Schein und Betrug, was der Reichtum tut und begehrt? Spiegelt sich nicht gerade im Reichtum die Lügenmacht der Vergänglichkeit? Ist es nicht so, daß die Reichen — so moralisch sie sonst sein mögen — sich ausdrücklich zu Trägern des Unrechtes, das der Mammon verübt, hergeben? Aber wo ist die Predigt, die es ihnen ins Gesicht zu sagen wagt? Wo sind die Pfarrer, die es vermögen, den Vertretern des Reichtums entgegenzutreten mit der Entschiedenheit, die Jesus hatte? Ein unsicheres Gemurmel auf der Kanzel — denn ganz kann man ja die offenbaren Wahrheiten des Evangeliums nicht wegmoralisieren — das ist alles. Jene fadenscheinige, durch und durch falsche Gerechtigkeit, welche „jedem Stand und Berufe die Wahrheit sagt" — und darunter nichts anderes versteht, als ein abstraktes Moralpredigen an alle hin, wie wenn diese verschiedenen Menschenkinder, zu denen man reden will, ganz dasselbe nötig hätten. Und das nennt sich dann „Gerechtigkeit", während es nur Feigheit und widerwärtige Bequemlichkeit der Pfarrer ist. Von dieser Gerechtigkeit verstand Jesus nichts, Jesus mit seinem bündigen „Wehe" auf der einen und „Wohl euch" auf der anderen Seite; Jesus, der den Armen das Himmelreich kurzweg verhieß und den Reichen die Unmöglichkeit, ins Reich Gottes zu kommen, entgegenhielt — und dabei, wo es doch so dringend not getan hätte, nicht einmal sagte, welche Armen und welche Reichen er meinte. Was gäben die Pfarrer darum, wenn er es getan! Wäre doch damit wie mit einem Schlage ihr ganzes „moralisches" Wirken legitimiert, und ließe es sich für alle Zeiten ruhig im Alten fortmachen!

O, lange genug haben wir auf beiden Seiten gehinkt; wir müssen zur Sprache Jesu uns bekennen. Wir müssen es den Reichen ins Gewissen schreiben, daß ihre Stellung, ihre Lebensanschauung, ihre Vorurteile mit dem Reiche Gottes nicht verbunden werden können — mag dabei der einzelne auf sich beziehen, was er will. Wir müssen es über die Lippen bringen, daß der Unterschied zwischen reich und arm durchaus nicht gleichgültig ist, wie wir selbst, arme betrogene Moralisten,

es ihnen so oft vorgepredigt; daß die abstrakte Gleichstellung — wobei man „innerlich" ein Christ und äußerlich vornehmer, auf alle anderen Menschen herunterblickender Herr oder Dame sein kann — die von uns Pfarrern, Gott sei es geklagt, als das Evangelium Jesu Christi verkündigt worden ist, in den Augen des lebendigen Gottes ein Greuel ist; daß die äußeren Mammonsunterschiede, die uns als von Gott geordnet erschienen sind, gerade gegen die Ordnung der Gerechtigkeit Gottes verstoßen.

Entweder Gott oder Mammon. Entweder führt Gott das Regiment, und dann wird es sich gerade darin zeigen, daß die Verschiedenheiten der Menschen, soweit sie aus dem Geist des Mammon hervorgegangen sind, fallen; oder Mammon bleibt der Herr, und dann zieht sich das Göttliche als bloßes „inneres Leben" in jene alles nivellierende Moralität zurück, die Hand in Hand mit der empörendsten Ungerechtigkeit der Verhältnisse zu gehen vermag. Regiert Gott wirklich, dann kommen sich die Menschen in einer Weise nahe, daß es ihnen einfach unmöglich wird, die wehtuenden Schranken bestehen zu lassen, die doch immer — trotz des geläutertsten „inneren Christentums" — Reiche und Arme auseinandertrennen; dann hört der Reiche auf, dem Armen von der Nebensächlichkeit der äußeren Verhältnisse und vom schönen Jenseits zu predigen, wie er es jetzt durch den Mund seiner frommen Diener tut; nein, dann geht er voran und beweist diese Nebensächlichkeit dadurch, daß er seinen eigenen, überflüssigen Reichtum hergibt zur Beschaffung neuer Verhältnisse. Erst so versteht ja der Arme wirklich, daß es dem reichen Bruder mit seinem Christentum ernst ist — wahrlich Grund genug für denselben, sein überflüssiges Geld wegzuschenken, wenn man auch sonst nicht wissen sollte was damit anfangen!

Es ist eben, im Lichte des Evangeliums betrachtet, nicht wahr, daß man ein guter Christ sein kann und dabei sich in den furchtbaren Gegensatz zwischen reich und arm, wie er heute mehr als je sich vor unseren Augen auftut, schicken, als wäre er von Gott selbst gewollt. Und hinter dem frechen

Worte: wir sind ja doch alle Brüder und Schwestern, — auch wenn wir einander auf wirtschaftlichem Boden, wo das Evangelium nichts zu sagen hat, gegenseitig auffressen — steckt nichts anderes, als die aller göttlichen Wahrheit bare Verlegenheitsauskunft des heuchlerischen Christentums, das sich mit Bibelworten über sein furchtbares Manko eigentlichen Gotteslebens hinwegzutäuschen sucht.

Daß ihm dies nicht gelinge, liebe Amtsbrüder, dafür soll das neue Bekenntnis sorgen, das wir auf die Lippen nehmen müssen. Ein schmerzlicher Protest muß unsere Predigt werden gegen diese alles vergiftende Geldherrschaft, der auch das Christentum, Kirche, Kapelle, Pfarrer, Prediger, positiv und negativ — alles, alles, was wir an idealen Gütern zu besitzen wähnen, dient. Wie wir auf die Seite der Elenden uns zu stellen haben, so müssen wir entschieden und ohne Zaudern die Freundschaft mit den Reichen, an der unser Pfarramt so oft Schiffbruch gelitten, aufgeben — ohne daß wir dabei den einzelnen Reichen als Menschen aus dem Wege gehen sollten. Suchen sie unsere Hilfe in irgend einer Frage, so tun wir selbstverständlich, was wir können, und was mit dem Evangelium vereinbar ist. Aber mit ihrem Gelde wollen wir keine Freundschaft schließen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß man uns an die Tafel der Reichen gehen sieht, während wir die Armen der Gemeinde nicht kennen. Das häßliche Urteil der Leute: die Pfarrer sind der Reichen Freunde und der Armen Feinde, muß verstummen vor unserem neuen Verhalten. Die Entschuldigung, man besuche ja nicht das Geld, sondern die Personen, ist nicht stichhaltig. In den meisten Fällen ist sie nicht einmal wahr, und dann dürfen wir auch nicht den Schein auf uns laden, als besuchten wir vorzugsweise reiche Häuser. Bei dem furchtbaren Unrecht, das von der reichen Klasse ausgeht, ist es besser, wenn man uns nicht an ihren Tafeln sieht, es sei denn in den seltenen Fällen, wo der Betreffende ganz und gar mit unseren großen Zielen einig geht und uns über seinen Reichtum hinüber aufrichtig die Hand zu geben vermag. Sonst aber spielen wir gewöhnlich

eine recht traurige Rolle an der Reichen Tisch. Wir werden auch von ihnen daraufhin angesehen und behandelt, daß wir die große Güte zu empfinden hätten, die uns zuteil wird, während es doch umgekehrt ein Fest für jedes Haus sein sollte, wenn das Evangelium durch den Mund eines schlichten Pfarrers in seinen Räumen ertönt. O, das Evangelium von Jesus! Wie wenig paßt es in die Gelage der Reichen! Gestehen wir es nur offen: von dieser Freundschaft zwischen Pfarrern und Reichtum ist schon manches Gewissen befleckt und unserem Amte unberechenbarer Schaden zugefügt worden.

Gewiß, der einzelne nimmt oft nicht teil an der schamlosen Geldjägerei und Spekulation der übrigen. Viele Reiche sind, wie gesagt, treffliche Menschen. Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß sie mithelfen die Armen ausbeuten, daß ihr ganzes Dasein die Disharmonie zwischen Gottesreich und Mammonsreich immer wieder illustriert. Und solange sie es aushalten, neben sich Armut und Elend zu sehen, ohne anders, als durch leicht wieder verschmerzte Almosen lindernd einzugreifen, tragen sie mit zu der großen Anklage bei, die Jesus gegen sie schleuderte. Aber je mehr wir ihnen allen das Wehe des Evangeliums vorhalten, desto mehr entbinden wir die Kräfte des Evangeliums, in welchen es ihnen wieder möglich wird, frei vom Mammon zu werden, innerlich frei und äußerlich frei. Hinter dem Vertuschen und Beschönigen unserer Moral steckt viel mehr Grausamkeit, als hinter dem geraden, schneidenden und vielleicht tief verwundenden Worte. Die Moral gibt auf und verdammt, das Wehe Jesu rettet und führt zum Leben. Gerade die aufrichtigen Hörer sind es, die verletzt werden — aber auch sie sind es wieder, die uns nachher dankbar sind für die Erlösung, welche durch unser schonungsloses Wort ihnen zuteil geworden ist. Daß der Mammon Gott im Wege steht, und es unmöglich ist für einen Reichen, in Gottes Reich einzugehen, das müssen wir mit größter Entschiedenheit, ohne Abschwächungen und Einlenkungen, ohne Wenn und Aber und

was dergleichen Verlegenheiten mehr sind, geltend machen. Und wenn Jesus zur Ergänzung seines scharfen und hoffnungslosen Wortes hinzufügt: was für die Menschen unmöglich ist, das ist vor Gott möglich, so sind wir Pfarrer, die Prediger seines Evangeliums, eben dazu da, die alleinige Wirklichkeit des lebendigen Gottes in einer Weise geltend zu machen, daß die Mammonsfesseln fallen. Wir müssen machen, daß die göttlichen Kräfte offenbar werden, und Gott selbst wieder mit dem Mammon in Berührung kommt. Und das tun wir eben durch die Predigt, wie sie uns Jesus auf die Lippen gelegt hat, dadurch, daß wir seine schneidende Antithese: reich und arm, vor die der Moral stellen; dadurch, daß wir den Reichen die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage unverschleiert offenbar machen und uns nicht scheuen, dabei als einseitig und ungerecht verschrieen zu werden — unserem Herrn ist es nicht besser ergangen.

Liebe Freunde, wenn nur Gottes eigenes Leben den Reichen helfen kann, müssen wir dann nicht in dieser Weise predigen? Gott hebt alles Vertrauen auf den Mammon auf — aber reich sein heißt ja gerade dieses Vertrauen haben! Welcher Trug, wenn wir die Reichen mit dem bloßen Sätzchen trösten: bei Gott sei ihre Seligkeit möglich, und sie dieses Sätzchen, mit dem der Mammon sich ohne weiteres befreundet, für Gott selbst, den wirklichen Gott nehmen lassen — Gott, der ja gerade in der Überwindung des Mammon lebendig wird in den Herzen! Lullen wir sie damit nicht wieder in ihre Sicherheit ein, wie oben, wo wir das „geistig" arm zu ihren Gunsten deuteten? Darf es beim bloßen Sätzchen bleiben? Muß dem Buchstaben nicht Geist und Leben entsprechen? Und wenn Geist und Leben in ihnen aufbrechen, wollen sie dann noch reich und vornehm sein? Wie furchtbar, wenn eben die Erkenntnis den Mammonismus zu trösten und zu bestärken vermag, welche ihn aufzuheben bestimmt ist, und die Reichen sich mit eben dem Gott befreunden, in dessen Reich sie nur eingehen, wenn sie ihren Reichtum hergeben, da sie ja nur auf diese Weise

die Wahrheit ihres Gottesglaubens zu beweisen vermögen. In der Tat: es gibt keinen Trost für die Reichen, solange sie dies sein wollen; denn der Trost des lebendigen Gottes — der einzige, den es gibt — besteht darin, daß Gott an Stelle des Mammon tritt. Gott oder Mammon — und das hat Bedeutung nicht nur für die Gedanken, sondern auch für die Verhältnisse, so gut als Gott selbst und der Mammon nicht bloß gedachte Mächte sind.

VII.

Ich weiß es, das eben Gesagte wird viele in schmerzliche Aufregung versetzen. Auf die Frage: was sollen wir tun? — so werden sie einwenden — gibst du uns schwere, prinzipielle Erörterungen, während wir wissen möchten, was wir, und zwar jeder von uns, in unserer gegenwärtigen Lage Ausführbares, Konkretes tun müssen. Wir geben zu, daß der Hauptfehler da sitzt, wo du den Finger hinlegst, aber —

Was heißt das anderes, liebe Amtsbrüder — ich rede zu denen, die ein Neues pflügen wollen — als daß wir zu bauen suchen, ohne einen festen Grund unter den Füßen zu haben, also in die Luft? Wir können gar nichts machen ohne das Evangelium vom lebendigen Gott. Wer mit der Frage: was sollen wir tun? irgend nützliche Beschäftigungen meint, womit er sein aufgewachtes, von der sozialen Frage unsanft gerütteltes Gewissen zu beruhigen hofft, der wird allerdings empfindlich getäuscht. Gewiß, wir wissen keinen Rat, wie dieser Welt, oder auch nur unserem Amte aufzuhelfen ist; gewiß, das Evangelium vom lebendigen Gott ist kein Rezept für allerhand Schäden und Gebrechen. Es ist wahr, daß es für diese Welt sehr unbrauchbar und gefährlich ist. Es negiert alles und revolutioniert Gedanken und Verhältnisse. „Siehe ich mache alles neu", ist sein Feldgeschrei. Da vergeht einem — wir geben es ohne weiteres zu — jedes besondere „Machen". Ungemütlich, unheimlich wird uns auf

seiner Warte zumute mit ihrem Blick auf eine ganz andere Welt.

Das alles ist wahr — o, merket ihr nicht, wie unendlich groß, verheißungsvoll auch und einzig tröstlich es ist! Was lispeln unsere Lippen doch immer von Trost? Hier im Evangelium vom Reiche Gottes liegt er, einen anderen gibt es nicht. Warum anders waren wir Pfarrer denn so zerschlagen, mühselig und beladen, voller Bedenken, voller Angst und Not, als weil wir diesen Trost nicht kannten? Aber wenn wir den entscheidenden Schritt wagen und „allem absagen", was uns lieb und teuer war, um mit dem lebendigen Gott allein den Versuch zu machen, dann dringen wir zu den Quellen des Lebens durch und dann bewahrheitet sich an uns auch das andere Wort Jesu: „Es ist niemand, der Haus oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder verlassen hat um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit, und in der zukünftigen Weltzeit das ewige Leben" (Luk. 18, 29—30). Dann ist es uns klar, daß das einzige, was wir in Wahrheit tun können, in nichts anderem besteht, als darin, daß wir für das neugeschenkte Evangelium Wort und Tat einsetzen.

Warum predigen wir gegen den Reichtum? Weil er Sünde ist? Nein. Sondern weil er ein Götze ist, der dem lebendigen Gott im Wege steht. Warum rufen wir die Armen zum Himmelreich? Weil Armut Tugend ist? Nein. Sondern weil der lebendige Gott mit ihnen sein Reich baut. Warum können wir mit der bloßen Moral nichts mehr anfangen? Weil sie uns unbequeme Zumutungen macht und uns straft? O nein, wir stimmen voll in ihre Wahrheit ein, und unsere Predigt stellt, wahrlich, noch ganz anders gefährliche Zumutungen an die Herzen der Menschen. Sondern weil sie den Gegensatz zwischen Mammonsreich und Gottesreich zugunsten doktrinärer Sätze verwischt und es noch nie vermocht hat, den lebendigen Gott zum Elemente menschlichen Daseins zu erheben. Warum, meine Freunde, wird unsere Predigt entschieden, furchtlos, gefährlich? Weil wir

so bedeutende Pfarrer geworden sind? Nein, nein! Sondern weil wir den lebendigen Gott in unser Bekenntnis aufgenommen, in unsere Herzen eingeschrieben haben.

Sein Wesen und sein Kommen. Wir verkündigen, daß das Reich Gottes im Anzug ist. Das hat uns bis dahin gefehlt. Wir redeten von Gott wie von einer abgeschlossenen Dogmatik, und unsere Gesangbücher — seht euch nur einmal das Gesangbuch „für die evangelisch-reformierte Kirche der deutschen Schweiz" an — hörten mit „Tod und Grab", „Gericht und Ewigkeit" auf, statt mit dem, wofür überhaupt Jesus auf Erden kam, mit dem Reiche Gottes, das kommt, dem Willen Gottes, der geschehen soll auf Erden wie im Himmel. Ach dieses Reich, dieser Wille waren uns bis dahin nur eine „religiös-sittliche" Innerlichkeit, nicht eine die ganze Welt erneuernde Wirklichkeit! Deshalb hoben wir, um mit der Sprache Jesu und seiner Apostel einigermaßen im Einklang zu bleiben, die „Quasi" und „Gewissermaßen", die „Sozusagen" und „Bis zu einem gewissen Grade", alle die niedlichen Manöver unserer Exegese auf den Thron, den papiernen Thron unseres Wirkens! Aber nun wollen wir uns nicht länger trügen. Wir wissen es: wo der lebendige Gott gepredigt wird, da wird auch von seinem Kommen gepredigt. Und unsere Verkündigung ist nicht mehr nur eine dogmatische Auseinandersetzung, die sich im Kreise dreht, sondern der Heroldsruf dem lebendigen Gott voran.

Das Reich Gottes kommt — wie sollte da nicht alles anders werden, wie sollten die verrosteten Riegel und zugemauerten Türen: Christentum, religiös-sittliche Anschauung und dergleichen genannt, nicht aufgestoßen werden? Nicht um die Menschen zu schlagen, treten wir auf gegen alle Höhen und Abgründe ihrer Mammonswelt — o, das Schlagen liegt uns am allerfernsten — nein, sondern nur darum, weil wir hingenommen sind von der Botschaft: „Alles Fleisch wird sehen die Herrlichkeit des Herrn". Wir verurteilen und verdammen nicht, wir machen Bahn dem, der da kommt! Verwundert ihr euch, wenn der Mammon zittert? — o, freuet euch!

Inneres und Äußeres.

I.

„Aber wenn es sich so verhält, daß Armut geschickt macht zum Reiche Gottes, Reichtum dagegen den Eingang zu ihm verschließt, dann begreifen wir nicht, wie man sich vom christlichen Standpunkt aus für eine soziale Besserstellung des Proletariats erwärmen kann. Ist doch jede Besserung der Weg zu Wohlstand und Reichtum. Wo bleiben die kulturellen Aufgaben des Christentums, wenn das Elend Gott wohlgefälliger ist als Glanz und höhere Lebensführung? Ist dem wirklich so, müssen wir dann nicht noch viel mehr ernst machen mit dem in unserer Zeit gerade so verpönten Jenseits, als bisher? Sind wir dann nicht verpflichtet, eben das, was man uns von der sozialdemokratischen Seite zum Gegenstande besonders schweren Vorwurfs macht, mit noch viel größerem Eifer als bisher zur Anerkennung zu bringen, nämlich, daß in der Tat das bessere Jenseits der einzige Trost sei, den das Evangelium den Massen zu bieten habe — ohne uns künftig durch die Verunglimpfung der Sozialdemokratie aus dem Konzepte bringen zu lassen? Und ist es nicht am Ende doch so, wie die Sekten, die unsere Kirche flankieren, uns unermüdlich zurufen, daß die wirtschaftlichen Fragen Nebensache, daß dem Armen nur durch die Predigt von der Seele Seligkeit geholfen sei, während ihn jede äußere Besserstellung nur begehrlich und für das Evangelium unempfänglich mache? Innere Weltüberwindung — ist sie nicht unvergleichlich wichtiger und wahrer als Hilfe im äußeren?"

Ja, liebe Amtsbrüder, wie sollen wir nur die beiden

scheinbar so unversöhnlichen Gegensätze, die sich durch das Neue Testament hindurchziehen, miteinander in Einklang setzen? Auf der einen Seite die Bekenntnisse und Versicherungen alle, daß die innere Gemeinschaft mit Gott, wie sie durch das Evangelium von Jesus Christus gegeben ist, eine Kraft sei, die in jeder Lebenslage sich bewähre, daß unser Wandel im Himmel sei, dessen künftige Herrlichkeit uns jetzt schon die Leiden der Zeit als gering und unwert erscheinen lasse, daß wir suchen sollen, was droben ist, nicht, was auf Erden ist; die Gewißheit einer Verbindung mit der Liebe Gottes, die nichts zu trennen vermag, in deren siegreichem Vermögen wir gelassen den Wechselfällen des irdischen Lebens ins Gesicht blicken, wie Paulus sagt: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. — Auf der andern Seite die ebenso unmißverständlichen Forderungen des Evangeliums, Gottes Willen zu tun, das Gebet Jesu: Dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel; das Dringen auf die Werke, von denen Jesus selbst den Zutritt zum Himmelreich abhängig macht (Matth. 25, 31 ff.); Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe zu üben, kein Ansehn der Person zu nehmen, und was dergleichen Gebote mehr sind, die — wenn sie recht verstanden und nicht in eine wurzel- und wipfellose Moral abgeschwächt werden — Armut und Elend auf Erden unmöglich machen? Wie kommt es doch nur, daß das Evangelium uns bald weltabgeschieden, bald wieder mit der Fähigkeit ausgerüstet wissen will, die Aufgaben unserer irdischen Lage tatkräftig und freudig anzugreifen? Wie haben wir es uns zu erklären, daß dasselbe Evangelium, dem man unfruchtbare Himmelsspekulation vorwirft, wie kein anderes Wort die Welt erneuert hat und stetsfort erneuert, daß dieselbe Botschaft, die so ausschließlich nur an die Herzen sich wendet und die Wiedergeburt des Geistes zur wichtigsten Angelegenheit des Menschen erhebt, gerade heute in unserer „extrem-materialistischen" und „sozialistischen" Zeit die dringendste Notwendigkeit für die Massen geworden ist? Oder behaftet die Sozialdemokratie auf ihren materialistischen Theorien — und

sehet, was dann noch überbleibt vom wahren Glück des Menschen!

Dieses Schwanken — nicht des Evangeliums, sondern nur seiner Ausleger und Prediger — läßt sich nicht anders als auf dem Wege begleichen, den wir durch die ganzen bisherigen Auseinandersetzungen gegangen sind: durch das Verständnis für den lebendigen Gott.

Vor allem wollen wir es hier noch einmal aussprechen, weil gerade in diesem Punkte die christliche Widerrede besonders hartnäckig gewesen ist, daß wir mit der ganzen Kraft der Seele an der Wahrheit des Evangeliums vom inwendigen Leben festhalten. Mit allen Frommen der Vergangenheit und Gegenwart erkennen wir darin den eigentlichen Triumph des Evangeliums über alle entgegenstehenden Mächte, daß es uns mit einer innern Freiheit und Stärke ausrüstet, die jeder irdischen Lebenslage gewachsen ist. Nichts ist so groß und erhebend wie das. Mag geschehen, was da will — wer das Evangelium verstanden, nimmt es auf sich, überwindet es durch die Kraft des Geistes. „Wir rühmen uns der Trübsale," sagt Paulus. Wer so reden kann, der und der allein ist in Wahrheit ein freier Mann. Wer die Welt überwinden will, muß innerlich von ihr los geworden sein, so daß ihn ihre Trübsale und Rätsel nicht erschüttern. Daß das Evangelium sich vor allem an die Herzen wendet, daß es jede Besserung der Verhältnisse, soll sie wirklich Bestand haben, auf die Wiedergeburt durch den Geist Gottes gründet — das ist seine unvergleichliche Stärke und das Geheimnis seines Erfolges. Wahrlich, wenn es nicht im Innern beginnend, dem Samenkorn gleich, ins Äußere vordringen würde, wenn es nur schnell ans Abschaffen äußerer Mißstände sich gemacht hätte, es wäre schon lange verschollen und vergessen, und keine „soziale Frage" würde heute aus seinem unerschöpflichen Grunde emporwachsen. Dieser Wahrhaftigkeit des Evangeliums verdanken wir alles, was wir haben. Ohne sie mit ihrem dem natürlichen Menschen zuwiderlaufenden Ernste würden wir allesamt verfaulen. Ohne

sie wäre auch die Sozialdemokratie nicht da. Wo denn in der Heidenwelt mit ihren grauenvollen Zuständen ist eine selbständige, nicht von der christlichen Kultur — wie in Japan — importierte Sozialdemokratie zu finden? Wo auch nur eine soziale Frage von der prinzipiellen Gründlichkeit wie bei uns? Die ganze soziale Leidenschaftlichkeit unserer Tage stammt im letzten Grunde aus der „Innerlichkeit" des Evangeliums. Nur weil es ein inneres Leben gibt, ist es möglich, an die Abschaffung der äußeren Übel zu schreiten. Auch in der sozialen Frage ist, recht verstanden, alles innerlich. Die sozialdemokratische, übrigens durchaus nicht mehr von allen ihren maßgebenden Schriftstellern anerkannte, materialistische Theorie straft sich selbst jeden Tag Lügen durch das sittliche Pathos ihrer eigenen Verkündiger.

Wir gehen andere Wege als diese Theorie, so wenig wir die großen Wahrheiten, die sie enthält, verkennen wollen. Für jeden unvoreingenommenen Leser von „Sie müssen" war das auch klar. Die Sozialdemokraten haben es ohne weiteres anerkannt — nur viele kirchliche Leser nicht. Wir haben das innere Leben nie geleugnet, wie dies die Sozialdemokraten tun und auf ihrem Standpunkt auch tun müssen. Ja, müssen, weil die Christen die Wahrheit des Innenlebens zu einer grauenvollen Lüge verwandelt haben, zu einem frommen System, hinter welchem sie ganz andere Dinge treiben, als das mißbrauchte Innenleben verlangt. Das Christentum sprach und spricht bis zum heutigen Tage vom „Innern", nur um sich, gedeckt durch dieses schöne Wort, um so ungestörter eben den Begierden und Lüsten zuzuwenden, welche von der durch das Evangelium geforderten geistigen Erneuerung unmöglich gemacht werden. Mit dieser Innerlichkeit hat es jahrhundertelang das Schändlichste zu legitimieren verstanden. Es ist klar: wer heute die Wahrheit sucht, kann nicht bei dem anfangen, was das Christentum „innerlich" nennt. Die Sozialdemokratie gehorcht nur einer durch das Betragen der Christen geforderten Notwendigkeit, wenn sie sich von allen „innern Fragen" ferne hält. Aber unterdessen schaffen ihre guten Triebe aus

einer Innerlichkeit heraus, die mehr und mehr mit der ursprünglichen des Evangeliums sich verbindet, trotz materialistischer Geschichtsauffassung usw. „Andere Menschen" — das ist der Ruf hüben und drüben.

Andere Menschen, liebe Freunde, nichts sonst. Eine wirkliche Neuordnung der Dinge kann nur durch einen neuen Geist herbeigebracht werden. Alles, was die Sozialdemokratie will, — eingeschlossen die Fülle der technischen Fragen und nationalökonomischen Probleme — wird nur durch Menschen realisiert, denen Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe im Herzen brennen — mag auch ein Engels in seinem Buche: „Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" darüber spotten, so viel er will. Sein Standpunkt ist, wie gesagt, schon lange nicht mehr der ausschlaggebende in der sozialdemokratischen Partei. Oder ist die „Gerechtigkeit" weniger eine ungeheure Macht im Menschen deshalb, weil man sie, wie Engels ebenso wohlfeil wie unbedacht vernünftelt, nicht definieren kann? Was kann man denn definieren? Ist sie darum weniger real, weil ihre verschiedenen Erscheinungsformen je nach Zeit und Verhältnissen wechseln? — Nein. Andere Menschen, Menschen der Gerechtigkeit, mit redlichem Willen zum Guten. Das Evangelium sagt: aus dem Geist des lebendigen Gottes wiedergeborene Menschen.

II.

Aber dieselben Kräfte, welche im Innern schaffen, treiben auch ins Äußere. Eben das gesunde Innenleben ist es, das Früchte bringt. Es gibt nicht zwei voneinander abgetrennte Gebiete innerhalb der göttlichen Schöpfung: ein inneres und ein äußeres. Nur unserm durch ein falsches Christentum verdorbenen und geängsteten Verstande erscheint es so. Gottes Geist schafft und glüht, und das erstreckt sich ganz von selbst in eine Außenwelt. Es ist nötig, dies auch im jetzigen Zusammenhange wieder mit aller Deutlichkeit zu sagen. Derselbe Gottesgeist, der uns stark macht in aller Trübsal, so

daß wir für unser individuelles Leben nichts verlangen, weil wir in ihm selbst die Quellen der Ewigkeit rauschen hören, treibt unsere Kräfte nach außen. Wahre Gerechtigkeit, wahre Liebe, das wahre Gute sind nicht andächtige Stimmungen der Herzen, sondern umgestaltende, Übel, Verwesung, Tod aufhebende Kräfte. Es ist ein und derselbe Gott, der im Innern schafft und der die Welt durchleuchtet und durchwärmt mit seinem Lichte.

Ein und derselbe Gott. Der lebendige Gott. Um ihn handelt es sich, wenn wir von der sozialen Frage, von der Besserung und Sanierung der Verhältnisse, von der Umwälzung unseres gegenwärtigen Wirtschaftssystems reden. Würde es sich nur darum handeln, seinem Namen mitten in den Schrecken einer sündigen Welt durch Dulden und Tragen Ehre zu machen — gewiß, wir wollten es, gehalten durch die Kraft seines Evangeliums, freudig und getrost tun; kämen nur wir Menschen, käme nur unser individuelles Glück in Betracht, gerne wollten wir durch seine Preisgabe beweisen, daß uns Gott wichtiger ist als die ganze Welt, und daß „die Leiden dieser Zeit der Herrlichkeit nicht wert sind, die an uns geoffenbart werden soll". Unserem individuellen Leben werden in der Tat solche Prüfungen nicht erspart. Da gilt es mit einem Hiob, mit Jesus selbst die Stufe zu erringen, für welche es schon im Psalme heißt: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

Aber das ist nicht die eigentliche Frage des Evangeliums vom lebendigen Gott; sondern das andere, daß „die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart ist". Nicht die Menschen sollen recht bekommen gegen das Böse, sondern Gott. Die soziale Frage muß gelöst werden, nicht damit es uns Menschen gut gehe in allen möglichen körperlichen und geistigen Genüssen, nein, das wäre ein trauriger und nichtssagender Zweck all der furchtbaren Kämpfe, die heute sich abspielen, dem gegenüber die Nöte und Drangsale des Lebens fast wünschenswert

erscheinen könnten im Interesse der innern Gesundheit. Aber sie muß gelöst werden, weil in diese Welt des Scheins und der Lüge hineinragt das Evangelium von Jesus Christus, die Gerechtigkeit des lebendigen Gottes. Gott will die Mammonswelt umschmelzen in sein ewiges Leben. Es hat seit Christus ein Kampf zwischen Gottesreich und Mammonsreich angefangen, bald heiß entbrannt, wie in den ersten Tagen des Christentums, bald scheinbar erloschen und abgeschwächt zu friedlichem Nebeneinander der beiden Mächte, dann wieder aus innern Tiefen verletzter Gewissen hervorbrechend, nie ruhend, Herzen und Verhältnisse mit sich dahinreißend — und über seinem Schlachtgewühl wehend das Banner der Verheißung! In diesem Kampfe steht auch die Sozialdemokratie. Es ist die von der Kirche vernachlässigte Sache Gottes, die sie führt. Die Sozialdemokratie ist ein sprechender Beweis dafür, daß Gott lebt. Wo stammte sonst ihre Energie, stammten alle die „Unmöglichkeiten" und „Verrücktheiten" her, die der Weltverstand des satten Bürgers ihr nachrechnet? Gott steht nie stille, sein Reich kommt. Wir werden gestoßen, wenn wir nicht selbst vorwärts wollen.

III.

Das gibt unserer Predigt einen ganz neuen Inhalt. Es ist falsch, wenn viele Pfarrer glauben, zu ihrer „religiös-sittlichen" Predigt noch die Besprechung von allerhand „sozialen Fragen" fügen zu müssen. So wird beides verdorben: Predigt und soziale Frage. Die Predigt wird unsicher und schwankend — jetzt kecke Ausfälle ins Soziale, jetzt wieder erschrockenes Ansichhalten, wenn irgend eine gesellschaftliche Größe ihr Mißfallen darüber geäußert — und die soziale Frage wird abgeschwächt, in tausend Spezialfragen zerschlagen, auf die es gar nicht wesentlich ankommt. Wir müssen nichts ergänzend an unsere Predigt anfügen wollen. Wer ein solches Bedürfnis für seine Verkündigung des Evangeliums verspürt, der beweist damit, daß er eben nicht Evangelium

verkündigt. Nicht flicken, liebe Freunde, sondern von innen heraus umgestalten. Auch hier: eine wiedergeborene Verkündigung, nicht eine, die ihre morschen Glieder mit dem jugendlichen Gewande der „neuen" und „neusten" Fragen zu decken sucht. Eine andere Predigt. Entweder eine, welche die entscheidenden Postulate des Sozialismus aus ihrer eigenen Konsequenz entwickelt — oder gar keine. Bekommen wir nicht eine neue Botschaft auf die Lippen, eine neue Orientierung in die Herzen, gehen wir nicht wirklich und nicht nur scheinbar „Neue Wege", so hat unsere Stunde geschlagen. Dann wollen wir abdanken und unser Amt nicht länger zur bloßen Versorgungsanstalt herabmindern.

Erkennet in der sozialen Frage das Symptom des kommenden Gottesreiches, erfüllet und durchdringet euch mit dem Postulate der modernen Zeit, daß Gottes Willen auf Erden geschehen soll wie im Himmel, ohne auch nur ein einziges sozialistisches Buch gelesen zu haben — und ich sage euch, daß ihr ganz von selbst auf die Hauptforderungen der Sozialdemokratie gelangt, und an eueren künftigen Predigten so genug zu tun bekommt, daß ihr nicht mehr daran denkt, sie durch allerhand „Gemeinnützigkeiten" zu ergänzen und zu stützen. Tag und Nacht werden sie euch umtreiben, und erwachen werdet ihr aus der bisherigen, durch künstlich erzeugte Vielgeschäftigkeit kaum vor den Augen der Welt, nie vor eurem eigenen Gewissen verdeckten Müßigkeit, um die Arbeit im Geiste und in der Wahrheit anzufangen. Wer vom Strome des Reiches Gottes getragen ist, der hat keine Zeit für anderes, dessen Herz, Geist, Verstand, Willen, Sehnsucht und Kraft ist ganz und gar von der ungeheuren Tatsache erfüllt: Gott lebt! Er ist unvermögend, in allen möglichen Sitzungen und Vereinen umherzuspringen. Täglich erfährt er die Wahrheit des Wortes Jesu an sich: Niemand kann zwei Herren dienen. Komiteesitzungen in allen Ehren — er findet in dem Kleinkram ihrer Beratungen keine Arbeit mehr. Die Menschen mit ihren vielen Eintagsinteressen werden ihm zur Versuchung, zur Gefahr. Sie verstehen ihn nicht, und

er versteht sie nicht. Eine Welt steht zwischen ihnen. Gibt er sich ihnen preis, so verdunkelt er nur das in ihm aufquellende neue Licht. Das Viele und das Vielerlei darf ihn nicht halten. Nur eines hat seine Seele in Beschlag genommen, das Eine, von dem Jesus gesprochen.

Liebe Amtsbrüder, man darf uns nicht überall sehen! Die Leute dürfen nicht mehr den Eindruck haben, als sei „der Herr Pfarrer" die passende Persönlichkeit für alles, was sie selbst anzufassen zu bequem sind, der Herr Pfarrer mit seiner „übrigen Zeit"! Wir haben keine übrige Zeit, wenn wir die Aufgaben unseres Amtes recht verstehen, wenn wir namentlich wieder ein Wort bekommen, das aus dem Borne des ewigen Lebens schöpft. Ich will nicht davon reden, wieviel Anlaß der Pfarrer, der überall „dabei" ist, zu Spott und lustigen Anekdoten gibt, wie wenig im rechten Sinn des Wortes „gesalbte" Persönlichkeiten in unserer Mitte sich befinden, die, ohne sich und ihrer Aufgabe etwas zu vergeben, sich überall sehen lassen können. Nein, davon abgesehen, ist es eine Pflichtverletzung, wenn wir tun, was andere ebensogut tun können. O, wieviel mehr würde wirklich „getan", wenn wir Pfarrer einig wären in einem großen entscheidenden Worte! Stehen wir treu in unserer eigentlichen Pflicht zusammen, so erwecken wir ganz von selbst in unsern Zuhörern die Kräfte, die schaffen, ohne daß wir selbst überall mit dabei sein müssen, während unsere Vieltuerei gerade das wahre Tun bei uns selbst wie bei den andern unterbindet. Schwere Kämpfe braucht es, um uns wieder unabhängig zu machen von der Menschen Momentinteressen, um uns die Kraft zu erwerben, das Eine, was not tut, stets aufs neue und stets ungeschwächt zur Geltung zu bringen; das Eine, daß der lebendige Gott die einzige Wirklichkeit ist, und diese seine Wirklichkeit durch das Evangelium von Jesus Christus der Scheinwirklichkeit dieser Welt voll Sünde und Tod entgegenstellen will. Diese Kämpfe laßt uns aufnehmen. Gott sei unseres Lebens Leben, unserer Verkündigung Anfang, Inhalt und Ende. Aus seiner Realität, wenn sie unsere Herzen er-

griffen und durchdrungen hat, fließt ganz von selbst Sozialismus und Welterneuerung.

IV.

Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß wir auch ein warmes Interesse für alle konkreten Einzelfragen haben sollen, soweit sie wenigstens unserem Verständnisse zugänglich sind. Im Gegenteil: von hoher Warte herab in das Getriebe der sozialen Frage blickend und sie bis zu ihren Quellen hinauf überschauend, sind wir besser als andere imstande, alle die aus ihr fließenden Probleme zu uns sprechen zu lassen, der Gefahr enthoben, uns in ihre vielfältigen Spezialfragen zu verlieren. Die großen und bestimmt formulierten Forderungen der Sozialdemokratie sind uns dann keine bloßen Parteiprogramme mehr, sondern Postulate allgemeinsten und dringendsten Interesses. In den praktischen Anwendungsfällen der sozialen Frage sehen wir nicht mehr nur das beängstigende Getriebe einer fremden, an unsere Beschaulichkeit störend herandrängenden Außenwelt, von welcher wir doch nichts verständen, sondern ganz einfach die Verwirklichung dessen, was nicht nur in der Konsequenz des Sozialismus, sondern auch im Willen des lebendigen Gottes, der ein Gott der Tat, nicht der Worte ist, beschlossen liegt. Religion und Außenwelt stehen sich in unserm Bewußtsein nicht länger als zwei feindliche Mächte gegenüber, unversöhnlich, unvereinbar. Vielmehr wird uns die Außenwelt mit ihren materiellen Fragen das bildsame und gehorsame Element zur Realisierung der religiösen Vorschriften. Wir leben nicht mehr des Glaubens, uns etwas zu vergeben, unser „Inneres" zu verflachen und abzustumpfen, wenn wir von äußerer Verbesserung reden; wir machen uns kein Gewissen mehr daraus, wenn wir uns darüber ertappen, statt Dogmatik, Ethik, Religionsphilosophie u. dgl. soziale oder gar sozialdemokratische Literatur zu studieren. Ja, die hier auftauchenden Probleme scheinen uns eine viel unmittelbarere und praktischere Theo-

logie zu enthalten als das, was die Fachwissenschaft so nennt. Es ist uns, den lebendigen Gott im Herzen bewegend, klar, daß jede wahre Frömmigkeit mit den Fragen der Außenwelt Hand in Hand geht. Oder sind denn die national-ökonomischen, wirtschaftlichen, technischen Gebiete nicht auch Gebiete Gottes? Ist Gott nicht der Schöpfer aller Dinge? Sind Physik, Chemie, Elektrotechnik, Biologie, Soziologie nicht ebenso gute Verkündiger seines Namens wie Theologie und Ethik oder noch bessere, da sie mit Tatsachen rechnen, diese aber mit bloßen Gedanken? Kann irgend eine naturwissenschaftliche Tatsache dem wahren Innenleben gefährlich werden? Das vermag im Ernste nur die Frömmigkeit zu behaupten, die ferne vom lebendigen Gott ihre Hirngespinste um dunkle Winkel webt.

Die sozialen Fragen hindern uns nicht, nein, sie schützen uns vor Doktrinarismus und Dogmatismus. Sie führen unserer Theologie frische Lebenskräfte zu, sie verleihen unseren Worten eine sonst empfindlich vermißte Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit. Es ist doch etwas ganz anderes, ob ich vom bloß moralischen Standpunkte aus gegen die geizigen Gedanken der Menschen predige, „wie es in der Bibel steht," oder ob ich es verstehe, den Geiz als die Wurzel alles Übels gerade in der gegenwärtigen Produktionsordnung nachzuweisen. Erst so gewinnt das Wort seine dringliche, unmittelbare Bedeutung und wird in seiner ewigen Wahrheit offenbar, während es als abstrakte Moral, die über die Köpfe hinweg fliegt, höchstens Gähnen und Langeweile erzeugt. Es gibt keinen bessern Beweis für die Wahrheiten des Evangeliums als die modernen Zustände. Aber man muß sie kennen und zu schildern verstehen. Eben weil uns mit der Lust auch die Fähigkeit bisher gefehlt hat, in dieses reiche Anschauungsmaterial hinunter zu steigen, sagen die Leute von unserer Predigt, sie sei langweilig und trocken, da es ihnen nie zum Bewußtsein gekommen ist, wie sehr gerade unsere moderne Welt den besten Kommentar zur biblischen Wahrheit bildet. Verstehen sie wieder, daß die Postulate des Evangeliums nicht nur in der Bibel stehen, sondern eben die Verhältnisse ändern

wollen, die man immer weit abgetrennt von ihnen anzusehen gewöhnt gewesen, daß das Evangelium nicht nur für die Herzen da ist, sondern ebenso dringend wie neue Herzen auch neue Zustände verlangt, daß das moderne Wirtschaftsgetriebe schlechterdings nicht mit dem Evangelium sich befreunden läßt, — dann wird auch für sie wieder die Predigt am Sonntage eine dringende Wichtigkeit, der sie sich, je länger je weniger, entziehen wollen, eine Macht, die sich Gehör erzwingt.

Wir müssen uns unablässig darin üben, in allem, was unsere Augen sehen, Gebiete zu erkennen, welche das Evangelium für sich zu erobern begehrt, und dürfen uns nicht scheuen, den Leuten ungeschminkt herauszusagen, was wir meinen, wenn wir von den „bösen Verhältnissen" reden — freilich nicht so, daß wir gewisse mit dem Unrecht verquickte Personen — es sei denn, sie seien ein öffentliches Ärgernis — namhaft machen. Das würde nur nutzlose Verbitterung hervorrufen, da das Unrecht alle angeht, von allen mitgetan wird.

Ein Gottesdienst soll uns die Beschäftigung mit den sozialen Zuständen sein. Soziale Fragen sind göttliche Fragen. Das Problem: „wie haben wir es zu machen, daß die Verhältnisse gerecht werden," ist eine Aufgabe des Evangeliums selbst. Und in der Arbeit für seine Lösung dienen wir Gott mehr als durch religiös-sittliche Betrachtungen. Wir müssen uns vollständig in die Wahrheit einleben, daß gerade die Unterwerfung dieser materiellen Welt unter die Gerechtigkeit Gottes schon im ursprünglichen Schöpfungsplane lag, der vom Evangelium wieder aufgenommen worden ist. Es ist Gottes Willen, daß wir das Verständnis, das wir für ihn gewonnen haben, durch tätige Arbeit an der Außenwelt manifestieren. Gott verstehen, heißt seine Schöpfung ihm dienstbar machen. Und die Menschen haben eben diese und keine andere Aufgabe. Ist es nicht unbestreitbar, daß, wenn die Kirche die Wahrheiten des Evangeliums in der Außenwelt zur Offenbarung zu bringen bestrebt gewesen wäre, statt sie zu theologischen Dogmen umzugestalten, Gottes Ehre ganz

anders von ihr gewahrt worden sein würde, als durch die nutzlose Arbeit ihrer frommen Spekulationen? Es kann nicht scharf genug gegen das verhängnisvolle Vorurteil der Christenheit angekämpft werden, als seien die materiellen Fragen untergeordneten Wertes. Eben das ist gerade die furchtbare Gottlosigkeit unseres Christentums, daß es die Schöpfung von ihrem Schöpfer abgetrennt und aus Gott eine abstrakte Religionsangelegenheit gemacht hat. So ist beides zuschanden geworden: Schöpfer und Geschöpf. Gott will in seinen Werken zur Offenbarung kommen. Und wir Menschen sind dafür da, dies möglich zu machen. Wir haben durch unsere Sünde Werk und Meister auseinander gerissen, um das erstere für unsere Habgier auszubeuten und den letzteren zum ungefährlichen Religionsgegenstand herabzusetzen. Wir müssen den Riß wieder heilen, indem wir die Gerechtigkeit des Schöpfers aufs neue in das zertretene, verwahrloste Gebiet des Geschaffenen einführen. Hierin besteht der wahre Gottesdienst und nicht in Singen, Beten und kirchlichen Versammlungen. Diesen Gottesdienst müssen wir die Leute wieder lehren. Die soziale Frage ist die Gottesfrage.

V.

Und das sagen wir vor allem auch im Interesse des Innenlebens. Wir haben ja gar kein wirkliches Innenleben. Wohl gibt es Einzelne mit gesunden, starken Gedanken, lebendigen Willenskräften, voller Tiefe des Geistes, ein Segen ihrer Umgebung; sonst aber ist das Innenleben der Christen ein bedenkliches Schattenspiel, zusammengesetzt aus allerhand gekünstelten Gefühlen und Überzeugungen, reizbar, lichtscheu, ohne Verbindung mit dem Leben. Jeder verschließt sein Inneres vor dem des andern, jeder glaubt etwas für sich und will eben deswegen nichts mit dem Nächsten zu tun haben, wo doch gerade das Innere es sein sollte, das die Menschen zu wahrer Gemeinschaft zusammenführte. Nichts ist so falsch wie das Innenleben des heutigen Christentums. Aber das ist auch nicht zu verwundern. Wo der Blick be-

ständig auf Verderben und Elend gerichtet sein muß, wo die Außenwelt nichts anderes ist, als das erschütternde Gemälde des Bösen, da kann auch keine wahre Innerlichkeit gedeihen. Wie das Innere auf das Äußere, so wirkt auch das Äußere auf das Innere zurück. Es ist nicht möglich, sich mitten in faulenden Zuständen eine gesunde Innerlichkeit zu bewahren. Der Geist kommt nicht zu sich selbst, wenn er von lauter Jammer umgeben ist. Entweder er macht sich das Verderben untertan, oder er geht selbst daran zugrunde. Das ist wahrlich kein Innenleben, was nur die furchtbaren Zustände der Welt wiederspiegelt, ohne Kraft, ihnen zu gebieten, wie es das unserige tut. Ist es nicht ein Zeichen geistigen Todes, wenn die Frommen, die beständig vom „innern Leben" reden, ebenso beständig über die Laster der Welt schelten? Wie muß es im Innern eines solchen Frommen aussehen? Aber sie können nicht anders. Das äußere Verderben lastet schwer auf ihrer Seele, und unter dieser Last kann kein fröhliches Pflänzchen durchdringen. Lähmend wirkt die schlechte Außenwelt ins Innere zurück, so daß es schließlich nichts anderes mehr ist, als ein toter Resonanzboden für allen Lärm des äußern Geschehens. Ein Innenleben, das nicht mehr an die Überwindung der Welt durch das Evangelium glaubt, ist keines.

Unermüdlich müssen wir auf der Kanzel für die Wahrheit einstehen, daß in der Betätigung an der Außenwelt, in der Lösung äußerer Fragen das Innenleben sich gesund und rein erhält, während es, auf sich selbst beschränkt, verdirbt und verhungert. Die gute Tat wirkt belebend auf die Gesinnung; aber die Gesinnungen alle verkümmern, wenn sie nichts zu tun bekommen. Das ist der Grund, weshalb wir heute so viele verbitterte Gemüter haben, die es „doch so gut gemeint". Das Christentum mit seiner abstrakten Innerlichkeit hat ihnen keine andere Gelegenheit zur Betätigung ihrer „guten Absichten" gewährt, als die „frommen Werke", in denen doch wieder die Pflege des „Innern" die Hauptsache bleibt, und deren „gläubiges" Gepräge von vornherein

den Mut zu fröhlichem Tun wegnimmt. Die „Liebeswerke" helfen vielfach nichts. Sie geben oft nur denen zu verdienen, die sie treiben. Wie viel geschieht aus wirklicher Liebe? Der heutige fromme Betrieb in vielen Diakonissenhäusern, Anstalten, Asylen usw. ist ein Verderben von Grund aus, Heuchelei und Menschenknechtung. Das Innenleben, das sich hier geltend macht, dient nur zur gegenseitigen Qual, zum Jammer, zum Streit zur Augendienerei einerseits, zu Verrat und Angeberei andererseits. Es würde viel besser um die christlichen Anstalten stehen, wenn keine Frömmigkeitspflege Hand in Hand mit dem Werk an den Kranken und Notleidenden ginge. Das Innenleben soll nicht nebenher gehen, sonst ist es ein Hemmnis, behaftet mit dem Stempel der Unwahrheit, nicht eine Hilfe. Was sind z. B. das für Diakonissen, die dem Kranken wohl viel vom Heiland erzählen, dafür aber nachlässig und unexakt in der Ausübung ihrer Aufgabe sind? Und sind es nicht gewöhnlich dieselben, die eine fromme Zunge und unfromme Hände haben? Woher kommt denn sonst die große Abneigung vieler Menschen gegen die „Betschwestern", oft ganz mit Unrecht, da es viele vortreffliche Diakonissen gibt? O, wer einmal das Geschwätz einer frommen Schwester mitangehört und dabei ihre oberflächlichen, faulen Dienstverrichtungen an sich erfahren, dem ist schwer klar zu machen, daß nicht „Alle" so sind, er schließt — nicht mit Unrecht — auf ein faules frommes System, das man einer solchen Schwester beigebracht hat.

Und wie ist das Innenleben so manches Pfarrers beschaffen? Unsere allen „sozialen Zumutungen" immer wieder entgegengehaltene „Innerlichkeit" — ist sie vielfach etwas anderes, als seelische Stimmung, religiöses Empfinden, oder jene moralische Grundsätzlichkeit, deren Geltung im täglichen Leben weder Pfarrer noch Zuhörer so genau zu nehmen brauchen? Wissen wir selbst denn, was es heißt, in der Kraft des Innenlebens „die Welt überwinden", wovon wir so gerne predigen, wir, die wir im täglichen Verkehr mit den Menschen von denselben Sitten und Anschauungen uns be-

stimmen lassen, wie alle anderen auch? Haben wir den welt-überwindenden Geist, oder haben wir nur ein schattenhaftes Überzeugungs- und Standpunktswesen, mit dem die derben Impulse der Materie ihr Spiel treiben? Ist es wahr, was uns vorgeworfen wird: Innen Christen und außen Mammonsdiener?

Was haben wir von diesem „Innenleben"? Ist es nicht so, daß wir uns vielfach gerade mit der Berufung auf dasselbe vor den Forderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit schützen? Ist nicht das „Innenleben" schuld an dem frommen Scheine, den so viele Pfarrer entfalten bei aller eigenen Gottverlassenheit? Ermöglicht das „Innere" es ihnen nicht, allen ernsten Aufgaben aus dem Wege zu gehen und das, was Bequemlichkeit und Trägheit, Feigheit und Menschenfurcht eingegeben, als ganz besondere „Christenpflicht" anzusehen und zu betätigen? O, wie viele gibt es doch, die sich in ihrer pfäffischen Beschaulichkeit nicht stören lassen wollen und deswegen ein „inneres" von einem „äußeren" Leben abgrenzen, um so die Möglichkeit in der Hand zu haben, bei jeder unangenehmen Zumutung — und wäre sie den tiefsten Wahrheiten des Evangeliums selbst entsprungen — sich in das „Heiligtum" ihres „Inneren" zurückzuziehen und gerade das für besondere Frömmigkeit, Demut, Bescheidenheit, Geduld, Liebe auszugeben, was pure, gemeinste Faulheit ist! Ja diese heuchlerische Innerlichkeit ist es, die das Leben so vieler Pfarrer vergiftet, ihr Wirken entkräftet, sich auf ihre Predigt wie der falsche Mehltau legt und ihr Gewissen mit unerträglichen Vorwürfen belastet, wenn nicht schließlich betäubt und abstumpft. —

Haben wir es hier mit einer falschen Innerlichkeit zu tun, so treffen wir dagegen in den Massen unseres Volkes gar keine mehr an. Beides aus demselben Grund: der unrichtigen Stellung des Innern zum Äußeren. Weil das äußere Leben so schwer und dumpf auf ihnen lastet, haben die Massen kein Innenleben mehr. Wie soll man auch von einem Arbeiter, der sein drückendes Tagewerk bis zur totalen Erschöpfung

der Kräfte absolviert hat, noch verlangen, daß er für seine „Seele sorge"; wie kann man von ihm fordern, daß er sich selbst und seine Familie im „Worte Gottes erbaue", wenn er seine Familie kaum in der Mittagsstunde zu kurzer Mahlzeit zu sehen bekommt; wie ihm das Ansinnen stellen, „Hausandacht" und dergleichen zu halten, wenn es ihm auch am bescheidensten Raume fehlt, um so etwas würdig und ohne Störung durchzuführen? Gestehen wir es uns nur: durch die Herrschaft des alles zerstörenden Kapitalismus ist auch das „religiöse Leben" des Arbeiters erstickt und vernichtet worden. In der Luft, die unser Proletariat atmen muß, kann das Innenleben nicht gedeihen. Sorgen, Angst, Erbitterung, verbunden mit fast ununterbrochener leiblicher Not und Entbehrung haben es zugrunde gerichtet. Dafür, daß heute Hunderttausende „ohne Gott", „ohne Frieden des Herzens", „ohne Glauben" dahinleben, trägt der Kapitalismus, dann der diesen begünstigende Staat, die Gesellschaft endlich, die ihn zum wirtschaftlichen System erhoben, nicht die Sozialdemokratie, die Schuld. Die „Gottlosigkeit" der Massen ist der schwerste und zutreffenste Vorwurf, den man dem Christentum mit seinen frommen und unfrommen Kapitalisten machen kann.

Liebe Amtsbrüder, unermüdlich müssen wir in unserer Predigt auf diese seelischen Verwüstungen des Mammonismus hinweisen. Daß die Arbeitermassen für den herrlichen Trost des Evangeliums verloren sind — aus nur zu begründetem Mißtrauen gegen das Gebahren der Christen, diesen Trost als Beruhigungsmittel ihres Elends zu benutzen — das soll uns Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Wir müssen auf der Kanzel unsere ganze Kraft einsetzen, daß den Massen wieder die Möglichkeit verschafft wird, an ein inneres Leben zu denken, sich aus dem gegenwärtigen stumpfen Zustande wieder zu menschenwürdigem Dasein zu erheben. Und wenn dies nicht anders möglich ist, als durch radikale Umgestaltung der Dinge, so müssen wir eben diese Umgestaltung fordern, mögen die Satten dagegen eifern, so viel sie wollen. Was hat eine gesellschaftliche Ordnung für einen Sinn, deren Pflanzungen nur

aus dem Morastboden einer enterbten und demoralisierten Masse emporzuwachsen vermögen? Warum sollten gerade wir Pfarrer an einem Bestehenden festhalten, dessen bittere Früchte wir alle Tage zu schmecken bekommen, wir Pfarrer, die wir das Wort eines Herrn zu verkünden haben, dessen Losung ist: „Siehe ich mache alles neu"? Dürfen die Arbeiter nicht den Anspruch an uns erheben, daß wir uns für ihre Lage in ganz anderer Weise interessieren, als wir es bisher getan, und müssen wir dies nicht tun, bevor wir ihnen in ebenso übereiltem wie bequemem Eifer die „religiös-sittlichen" Grundsätze des Evangeliums beibringen? Haben sie so unrecht, wenn sie uns mit dem Vorwurf begegnen, das täten wir nur, weil wir nichts anderes zu sagen wüßten?

Gottes Wille soll geschehen auf Erden wie im Himmel! Alles Elend, alle Verwahrlosung, Vertierung des Menschen ist eine Lästerung seines Evangeliums. O, wachet auf und rufet es laut in unsere satte Gesellschaft hinein! Lasset kein Christentum mehr gelten, das seine Kapellen zur Pflege des Innenlebens an die Abgründe des äußeren Verderbens anbaut. Nein, prediget, zeuget, schaffet dafür, daß immer mehr die heuchlerische Unterscheidung zwischen Innerem und Äußerem dahinfalle, und ein und derselbe Strom göttlichen Lebens durch alles flute, durch die Verhältnisse wie durch die Herzen.

VI.

Zu den dringendsten Postulaten der sozialen Frage gehört vor allem die Abschaffung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln und am Boden. Immer mehr dringt auch die Erkenntnis in alle Kreise, daß es sich hier nicht um müßige Parteitheorie handelt, sondern um Dinge, die in der Tat nach gründlicher Abänderung rufen. Zu der Agitation der Sozialdemokratie selbst gesellt sich die werbende Kraft der rührigen Bodenreformer, deren ausgezeichneter Aufklärung die Gesellschaft die Einsicht verdankt, daß wir es, namentlich was den privaten Bodenbesitz betrifft, mit ganz

unhaltbaren Zuständen zu tun haben. Wie haben wir uns da zu verhalten?

Ich denke, wir dürfen ruhig ohne der „Objektivität des Wortes Gottes" etwas zu vergeben, gegen Kapitalismus und Bodenbesitzverhältnisse auftreten, dem Beispiele eines Propheten Jesaja folgend, der es auch nicht unter seiner Aufgabe erachtete, sein prophetisches Wort gegen die hartherzigen Bodenwucherer zu richten. „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen." (Jes. 5, 8.) Kapitalismus und Bodenwucher lassen sich in keiner Weise rechtfertigen vor dem Forum des Evangeliums. Es ist einfach nicht vereinbar mit den Geboten der Nächstenliebe, daß die Produktionsmittel, an welchen alle dasselbe dringende Interesse haben, im Besitze weniger sich befinden, und es von dem Belieben einzelner abhängen soll, ob und wie die Gesamtheit zu leben habe. Nicht nur der Mammonismus, die unbegrenzte Habsucht selbst, nein, auch seine moderne Verkörperung: der Kapitalismus, ist mit dem Evangelium vom lebendigen Gott in keiner Weise zu versöhnen, wie dies Pfarrer Ragaz in seiner Schrift: „Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart" überzeugend ausgeführt hat. Es ist klar, daß im Privateigentum an den Produktionsmitteln, in der freien Verfügung des einzelnen über die Arbeitskraft seiner Mitmenschen ein offenbares Unrecht vorliegt. Unser Wirtschaftssystem muß fallen, wenn nicht nur unglückliche, von ihm zu Boden getretene Menschen, sondern auch die mißhandelten Gebote Gottes selbst wieder zu Ehren gezogen werden sollen. Mit dem Mammon müssen auch alle seine Werkzeuge und Systeme stürzen. Eine Produktionsweise, die eigens dazu erdacht zu sein scheint, wenige auf Kosten der Gesamtheit zu bereichern, und die dem ungemessenen Geldstreben das kostbarste Mittel zur Erreichung seines gierigen Zweckes darbietet, kann vor dem Richterstuhl der göttlichen Wahrheit nicht bestehen. Sie muß aufhören. Es ist in der Tat so: der moderne Kapitalismus verträgt sich nicht mit den Forderungen des Evan-

geliums. Seine Sachinteressen stehen den Persönlichkeitsinteressen desselben direkt gegenüber.

Ganz ebenso dürfen wir uns nicht befreunden mit einer Gesetzgebung, welche bis auf wenige verschwindende Ausnahmen die Interessen des Kapitals zum Inhalte ihrer Paragraphen gemacht hat. Wir haben die Pflicht, auch die Regierungen ernst und furchtlos an ihre hohe Aufgabe zu erinnern. Und nie soll das Anstellungsverhältnis, in welchem wir äußerlich zum Staate stehen, uns hindern an der Freiheit unseres Wortes. Liebe Amtsbrüder, man wirft uns vor, daß wir als Pfarrer der Staatskirche, vom Staate besoldet und genährt, einen zugebundenen Mund hätten und es nicht wagten, den Regierungen die Wahrheit zu sagen. Das ist ein böser Vorwurf — aber in den meisten Fällen ist er auch wahr. Wahr nicht nur für Deutschland, nein, auch für die „freie Schweiz". Die Pfarrer wagen es in der Tat gewöhnlich nicht, das große Unrecht, das von den Regierungen begangen wird, namhaft zu machen. Vor den Beschlüssen der Obrigkeit beugen sich die meisten wie vor der Stimme Gottes — ganz im Gegensatz zu den Propheten Israels. Auch das muß anders werden. Wir haben uns gar nicht erst zu fragen, ob wir wollen oder können, wir haben die Pflicht vor dem lebendigen Gott, dessen Wort alle angeht, auf Sünden aufmerksam zu machen, die von den Regierungen begangen werden, die Pflicht, ihnen entgegenzutreten, da wo sie offenbares Unrecht begehen, während wir uns dafür von aller Politik gründlich fern halten sollen. Nicht Politik treiben, dafür aber im Notfalle furchtlos gegen das Böse von oben aufstehen — das ist des Pfarrers Aufgabe in der Öffentlichkeit.

Wie viel Unrecht ferner wird täglich von den einzelnen Ständen und Berufsarten innerhalb des gesellschaftlichen Getriebes getan? Ist es nicht zum Beispiel wahr, daß viele Ärzte ihren doch so wichtigen und verantwortungsvollen Beruf nur um des Geldes willen ausüben? Grob und unsorgfältig in der Behandlung der Armen, hochfahrend, als seien ihre Vorschriften göttliche Gesetze, während sie in Wahrheit so wenig

wirklich wissen und können? Wie übel stehen oft die Armen da, wenn sie zu ihren sonstigen, unerschwinglichen Verpflichtungen noch die hohe Rechnung eines ungeduldigen Arztes zahlen sollen! — Wie gewissenlos ist das Gebahren vieler Advokaten! — Und wie steht es um die Zustände unseres Dienstpersonals in privaten oder öffentlichen Stellungen, der Kellnerinnen zum Beispiel? — Um die Respektierung der Gewissensfreiheit der Untergebenen von seiten der Herren? — Was ließe sich alles gegen den oft so geistlosen, empörenden Schulmechanismus sagen! — Wie nötig ist es, daß wir auch gegen die Ärgernisse und Sünden unseres eigenen Standes die Stimme erheben!

Für das alles, für alles Unrecht, das die Gemeinde erfüllt, sollen wir ein offenes Auge haben. Der rechte Pfarrer hält nicht nur religiöse Ansprachen, die in ihrer abstrakten Allgemeinheit ebensogut in China gehalten werden könnten, nein, er läßt durch seine Predigten die Töne klingen, die das Gemüt seiner Gemeinde bewegen. Der Pfarrer soll das Gewissen der Gemeinde sein. Wären wir es, liebe Amtsbrüder, niemand würde mehr über „Trennung von Kirche und Staat" reden. Dann wäre unser Christentum das Salz und Licht, vom dem Jesus gesprochen, gegen alle Fäulnis und Finsternis in den Seelen der einzelnen wie in den Sitten und Gebräuchen der Gesamtheit. — Wie entsetzlich haust immer noch die Trunksucht unter uns, das öde, blöde Wirtshaussitzen und Kartenspielen bei Zoten und dummem Geschwätz; wie furchtbar frißt die Unsittlichkeit am Marke des Volkes! — Wie bar aller höheren Gesichtspunkte lebt doch unsere Geschäftswelt im großen und ganzen dahin! — Wie doktrinär und spitzfindig, ein Spott auf das wirkliche Leben — um nicht mehr zu sagen — ist so mancher Entscheid unserer Gerichte! — Wie dumpf liegt auf der ganzen Gesellschaft der Druck einer alten, abgelebten, verstaubten Kultur, ohne frische Impulse, ohne warme, frohe Empfindungen! — Jeder denkt an sich allein. Nirgends Zusammenhang, gegenseitiges Verstehen, tätiges Ineinandergreifen der Kräfte. — Frauenehre und Männertreue ein Gegenstand

des Gelächters. — Ekelhafter Feminismus, namentlich in den oberen Kreisen. Ach, keine Männer mehr — dafür Lug und Trug an allen Orten.

Auch auf unsere Gesellschaft paßt die Schilderung des Propheten Jesaja: „Euere Hände sind mit Blut befleckt und euere Finger mit Unrecht; euere Lippen reden Lüge und euere Zunge dichtet Verdrehungen. Niemand fragt nach Gerechtigkeit und keiner läßt sich richten durch die Wahrheit; man vertraut auf Eitles und redet unnütze Worte; sie empfangen Lug und gebären Trug. Sie brüten Schlangeneier aus und weben Spinngewebe. Wer von ihren Eiern ißt, muß sterben, zertritt sie aber jemand, so fährt eine Otter heraus. Ihr Gewebe gibt keine Kleider, und mit ihren Werken kann man sich nicht bedecken, denn ihre Werke sind Übeltaten, und unrecht Gut ist in ihren Händen. Ihre Füße laufen zum Bösen und eilen unschuldiges Blut zu vergießen; sie hegen schlimme Absichten. Verwüstung und Zerstörung bezeichnet ihre Bahn. Den Weg des Friedens kennen sie nicht; es ist kein Recht in ihren Geleisen; sie machen sich krumme Pfade, wer darauf gehet, kennet den Frieden nicht. Wir warten auf das Licht und siehe da Finsternis; wir wandeln in der Dunkelheit am heiterhellen Tag. Wir tappen an der Wand wie die Blinden, wir tappen wie wenn wir keine Augen hätten, wir straucheln am Mittag wie in der Dämmerung, unter Gesunden sind wir die Toten." (Jes. 58, 3—10.)

Dieses Elend muß auf unserem Inneren ruhen Tag und Nacht. Nicht mit törichten „Gemeinnützigkeiten" müssen wir uns belasten — das ist ebenso gewissenlos wie angenehm — sondern mit dem Verderben der Menschen. Können wir auch nicht helfen, sind unsere Hände gebunden — mehr als Hilfe ist das Erbarmen, das glühende Herz, das zündende Wort. Wie wenig haben die Propheten, hat Jesus selbst „geholfen"! Und doch haben sich kranke Seelen sowie verdorbene Verhältnisse immer wieder an ihnen aufgerichtet. Wahrlich, auf hohenpriesterlichem Herzen die Sünden der Welt tragen ist mehr als alle Gemeinnützigkeit. Darin allein bestand die eigent-

liche Heilandsarbeit Jesu und nicht in seinen Heilungen. Und mehr als je brauchen wir Jesusempfindungen, Jesuserbarmen, Jesusliebe, Worte, die wie scharfe Schwerter lösend und befreiend wirken. Herzen, liebe Amtsbrüder, nicht Verstand und geschickte Redewerkzeuge. Große, reine Herzen, nicht kleine, gemeine Nützlichkeiten! Es muß mitten in unserem Verderben Menschen geben, die es zur Aussprache bringen, die die Gewissen wecken, strafen und trösten — nur das. Und diese Menschen sollen wir Pfarrer sein. Uns ist das Wort gegeben.

Ich wiederhole es: es ist eine Gewissenlosigkeit, wenn wir dem Worte untreu werden um allerhand momentaner Dienstleistungen willen. Die Pfarrer, die durch ihr Herumlaufen den Eindruck großer Arbeitslast erwecken wollen, tun in Wirklichkeit am allerwenigsten. Nichts ist so bequem wie das, aber auch nichts so verderblich und faul, weil es die schlechte, salzlose Predigt entschuldigen soll mit gottwohlgefälliger Treue, — der „Treue im Kleinen" — und weil es gerade die Pflichtverletzung mit dem Glorienschein ganz besonderer Pflichterfüllung umgibt. Es tut nur eines not: Eine neue Predigt, durchleuchtet vom Geist des lebendigen Gottes. Aus ihr werden von selbst die Kräfte geboren, welche die Gesellschaft erneuern. „Das Wort allein tut es."

Wir haben das herrliche Vorrecht, aus einem großen, fruchtbaren Prinzip den verwirrenden Reichtum der sozialen Fragen abzuleiten: dem Postulat des lebendigen Gottes. Wir dürfen das Seufzen und Sehnen geknechteter Menschen im Namen Gottes einer satten Gesellschaft ins Gewissen schreiben, dem Mammonismus das Reich Gottes gegenüberstellen. Wir haben die erhebende Aufgabe, den Menschen neue Kraft einzuflößen, frische Zuversicht, einen gefestigten Glauben an den Sieg des Guten; zu flammen gegen jedes Unrecht, auf erbarmendem Herzen zu tragen die vielen äußeren und inneren Nöte. Wir können nichts anderes tun. Aber tun wir es, so erneuern wir die Welt.

Liebe Amtsbrüder, es muß anders werden. In unseren

Herzen, in der Kirche, in unserer Stellung zu den Menschen. Nicht Pfarrerehre: Gottesehre. Nicht kirchliches Bewußtsein und Kirchentum: Gottesbewußtsein und Evangelium. Nicht Moral und Pharisäismus, nein, Leben und Liebe. Nicht Kompromisse mit der Welt, nein, der Kampf um eine neue Welt. Die Entscheidungsschlacht gegen den Mammon. Ein Inneres, das seine frischen Wasser ins Äußere ergießt. Nicht viele Wörtchen und Gemeinnützigkeiten: Geist, Wahrheit des lebendigen Gottes. Lösung der sozialen Frage in der Kraft des vollen Evangeliums. Freunde, das alles wird uns zuteil, wenn wir ermessen was das Evangelium verkündigt:

Der lebendige Gott offenbar in Jesus Christus.

Einleitung S. 3.
Evangelium S. 17.
Kirche S. 32.
Neue Aussichten S. 58
Der Kampf um eine neue Welt S. 84.
Mammon S. 120.
Innere u. Äußere S. 153.

Luthers Thesen neu angeschlagen.

32 S. Preis Mark —.60.

Diese 54 Leitsätze eines von der Not unserer Zeit tief ergriffenen ernsten Laien, dem das deutsche Schrifttum schon eine Reihe von Büchern verdankt, die von dem unbeirrbaren Streben seines Geistes, sich mit den Aufgaben und Forderungen der Gegenwart auseinanderzusetzen, Zeugnis ablegen, sind ein Zeichen dafür, daß der reformatorische Gedanke auch in der „Literatur" lebt. Die volkstümliche Formulierung der Sätze macht fast einen jeden zu einem Kernschuß. Einige Gedichte C. F. Meyers aus „Huttens letzte Tage" lassen die Stimmung kraftvoll ausklingen.

Bekenntnisse eines alten Pfarrers

in Briefen an seine Frau.

8°. VI, 198 S. Preis Mark 1.60.

Das Buch ist für jeden wertvoll, der sich über den Rahmen der einzelnen christlichen Konfessionen hinaus ein Urteil über die Tendenzen des Christentums bilden will. Der Verfasser geht hauptsächlich davon aus, die Belanglosigkeit einer Rekonstruktion des „historischen Christus" für unsere Zeit zu beweisen. Er deutet vielmehr auf die im Christentum schlummernden Keime der Fortbildungsfähigkeit („Perfektibilität") desselben hin. Für ihn ist die Christusgestalt weder historisch noch konfessionell zu erfassen, sondern in erster Linie die Verkörperung der höchsten sozialen Ideale der Menschheit. Der Verfasser dieses Büchleins ist der verewigte Pastor der reformierten Gemeinde in Leipzig, D. Dreydorff. Heute, wo der historische Jesus von Theologen wie Kalthoff, und Philosophen wie E. v. Hartmann heftig bekämpft ist, hat das Buch höchste Aktualität.

Dreydorff, D. Joh. Georg.

Quousque tandem? Ein ernstes Wort wider den alttestamentlichen Geschichtsunterricht. 8°. 51 S. Preis Mark —.60.

Römisches Christentum. In Briefen an eine Freundin. 8°. 73 S. Preis Mark —.60.

Naville, Ernest.

Christus. Sieben Reden. 8°. 236 S. Preis Mark 2.—.

Inhalt: Stand der Frage. — Christus als Lehrer. — Christus als Tröster. — Christus der Erlöser — Christus der Gesetzgeber. — Christus als der Herr. — Schluß.

Das ewige Leben. Sieben Reden. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Friederike Pressel. 8°. VI, 240 S. Preis Mark 2.—.

Die Pflicht. Zwei Reden an die Frauen. Autorisierte Übersetzung. 16°. 100 S. Preis geheftet Mark —.90.

Der himmlische Vater. Sieben Reden. 8°. VI, 312 S. Bis auf wenige Exemplare vergriffen.

Übersetzt und eingeleitet von Conr. Ferd. Meyer.

Pascal, Blaise.

Die Moral der Jesuiten. Dargestellt von einem frommen Katholiken. Ins Deutsche übertragen von J. G. Dreydorff. 2. Auflage. 8°. XII, 148 Seiten. Preis Mark 1.—.

Zimmermann, D. Dr. Paul von.

Das Rätsel des Lebens und die Ratlosigkeit des Materialismus. Populär-wissenschaftliche Vorträge für Gebildete. 8°. XVI, 285 Seiten. Preis Mark 3.—.

Vor der Pforte des Heiligtums. Ein Gespräch zur Glaubensstärkung für jugendliche Zweifler. kl. 8°. VIII, 96 S. Preis Mark 1.—.

Wulckow, R.

Pädagogische Briefe an eine Mutter. 1888. 8°. 163 Seiten. Preis Mark 1.50.

Wer Rezepte für die Erziehung aus dem Büchlein schöpfen will, der nehme es nicht in die Hand, denn er wird sie nicht finden; wem aber die Liebe zu unseren Kindern und die Erziehung der deutschen Jugend wirkliche Herzenssachen, nicht bloße Schlagwörter sind, wer sich über einige wichtige Punkte unserer heutigen Erziehung in eine leidenschaftslose Diskussion einlassen und vielleicht einige verwendbare Anregungen mitnehmen will, der wird die Schrift ohne Verdruß und Enttäuschung lesen. Wenigstens wird er erkennen, daß herzliche Liebe zu unserer Jugend sie diktiert hat.

In H. Haessel Verlag, Leipzig, erschien soeben:

Walt Whitman

Ein Leben

von

Henry Bryan Binns.

Übersetzt von Joh. Schlaf.

450 Seiten mit drei Autotypien.

Broschiert 6.— Mark, gebunden 7.— Mark.

Walt Whitman ist der Dichter des demokratischen Amerika, das sich in ihm zum Symbol für eine neue freie Gemeinschaft freier Menschen steigert. Seine Gesänge, „Grashalme" betitelt, weil ihr feierlicher Rhythmus dem Wehen weiter Sommergrasfelder vergleichbar ist, singen nicht bloß von Liebe, wie die unserer sentimentalen Dichter: heroischere Gedanken ringen in ihnen nach Ausdruck, und darin ähnelt Whitmans Schaffen dem Pindars, Klopstocks und Schillers. Er, der Sohn des Volkes, singt wie sie von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, er feiert den gesunden, kraftvollen Einzelnen, der zugleich der Zukunft der Menschheit dient. Die Gestalt seiner Dichtungen ist ein Spiegelbild des Geistes, der sie gebar. Jede „Form" im hergebrachten Sinne verschmähend, ist sie völlig frei und schmiegt sich eng den Bewegungen des stürmisch erregten Herzens an.

Das Leben dieses Mannes erzählt das oben genannte Buch, zugleich ein Kulturbild der Vereinigten Staaten entrollend, das uns in ihr Werden und Wachsen einführt, das Treiben der Parteien schildert, das die geistige und soziale Sphäre darlegt, in der Whitman sich bildete.

Binns kennt alle Quellen, aus denen er für eine getreue, ehrliche Arbeit zu schöpfen hat, auch ist er nicht blind gegen die Fehler und Schwächen des Amerikaners. Sein Vortrag ist lebendig und geistvoll, so daß auch die Lesung des Buches an sich einen hohen Genuß bereitet.

Für die Lektüre der „Grashalme" ist das Binns'sche Buch die beste Einführung und ein brauchbarer Kommentar, denn erst die Kenntnis des Bodens, aus dem sie wuchsen, ermöglicht uns ein volleres Ausschöpfen und eine richtige Stellungnahme zu diesen durch ihre Neuheit überraschenden lyrischen Gebilden.

Frühere Veröffentlichungen

Pfarrer Lic. Hermann Kutters.

Clemens Alexandrinus und das Neue Testament. 152 Seiten. Gießen 1897. Mark 3.60.

Wilhelm v. St. Thierry, ein Repräsentant der mittelalterlichen Frömmigkeit. 205 Seiten. Mark 4.50.

Predigt, gehalten am 18. November 1900. Zürich 1900. Mark —.30.

Die Welt des Vaters. Predigten über Lukastexte. 235 S. Zürich 1901. Mark 2.80.

Das Unmittelbare. Eine Menschheitsfrage. 342 Seiten. Berlin 1902. Mark 6.—.

Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. 263 Seiten. 1906. 5. Tausend. Mark 2.—.

Gerechtigkeit. Römerbrief 1—8. Ein altes Wort an die moderne Christenheit. 183 S. Berlin 1905. Mark 2.—.

Die soziale Frage. Predigt. Zürich 1906. Mark —.25.

Geld und Geist. Bettagspredigt. Zürich 1906. Mark —.20.

Leben. Reformationspredigt über Römer I, 17. Zürich 1906. Mark —.25.

Advent der Armen. Predigt. Zürich 1906. Mark —.20.

Bibel und Wohnungsnot. Predigt. Mark —.20.

Recht und Pflicht. Ein Wort an die Arbeiterfrauen. Mark —.10.

Die Schriften Kutters sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Gegen Einsendung des Betrages auch durch Voß' Sortiment, Leipzig, Roßstr. 5/7.

Duke University Libraries
D01188980Z

DUKE-LSC
D01188980Z